

STAATLICHE UNIVERSITÄT SANKT PETERSBURG

Philologische Fakultät

Lehrstuhl für Deutsche Philologie

Xenia Wiebe

**Textlinguistische Analyse des Konjunktivs in deutschsprachigen
Fachtexten**

**Функциональный анализ конъюнктивных форм в
немецкоязычных лингвистических статьях**

MASTERARBEIT

Fachrichtung: 45.04.02 LINGUISTIK

Masterstudiengang: «Theorie und Praxis verbaler Kommunikation»

Wissenschaftlicher Betreuer:

Prof. Dr. Sergey Trofimovich Nefedov

Sankt Petersburg

2017

Inhaltsverzeichnis

Einführung.....	3
I. Konjunktiv als grammatisches Mittel der Modalität im Deutschen.....	6
1.1 Begriff der Modalität. Modalität und der Begriff Hedging.....	6
1.2 Arten und Ausdrucksmittel der Modalität.....	12
1.3 Beitrag der Konjunktivformen zur Modalität.....	20
1.4 Spezifik der Modalität in wissenschaftlichen Texten.....	25
1.4.1 Wissenschaftssprache, seine Besonderheiten und Modalität.....	25
1.4.2 Der wissenschaftliche Artikel.....	29
1.4.3 Linguistische Fachtexte und linguistischer Artikel.....	30
Fazit zum 1. Kapitel.....	33
II. Leistung der konjunktivischen Formen in linguistischen Artikeln.....	35
2.1 Analyseverfahren.....	35
2.2 Rolle und Ausdrucksweise des Potentialis/der Annahme in linguistischen Artikeln.....	37
2.3 Rolle und Ausdrucksweise der indirekten Rede in linguistischen Artikeln.....	45
2.4 Rolle und Ausdrucksweise der Aufforderung/Anweisung in linguistischen Artikeln.....	53
2.5 Rolle und Ausdrucksweise des Irrealis in linguistischen Artikeln.....	62
2.6 Rolle und Ausdrucksweise des Optativs in linguistischen Artikeln.....	68
2.7 Rolle und Ausdrucksweise der vorsichtigen Formulierung, der Alternativen, der Voraussetzung und der Konzession in linguistischen Artikeln...71	71

Fazit zum 2. Kapitel.....	76
Schlussfolgerung.....	80
Literaturverzeichnis.....	81
Quellenübersicht.....	87

Einführung

Die grammatische Kategorie des Modus und Funktionen, die verschiedene Modi erfüllen, wurden in der funktionalen Grammatik und Stilistik vor allem in Bezug auf Texte der schöngeistigen Literatur erforscht. **Der Beitrag** dieser Arbeit zum Konjunktiv-Problem besteht darin, dass sie sich auf den Gebrauch des Konjunktivs in wissenschaftlichen Texten konzentriert. Da die indikativischen Formen des Verbs in der wissenschaftlichen Kommunikation dominieren, weist der Gebrauch des Konjunktivs in wissenschaftlichen Texten textsortenspezifische Besonderheiten auf, was in der Fachsprachenlinguistik bisher nicht ausreichend erforscht wurde.

Obwohl der Konjunktiv in wissenschaftlichen Texten ziemlich selten vorkommt, erfüllt er in ihnen wichtige kommunikative Funktionen. Er ist ein wichtiges Element bei der Textorganisation (Textstrukturierung), dem Textverweisen und –zitieren, dem kontrafaktorischen Begründen und bei der Verbalisierung anderer wissenschaftsspezifischer Handlungen.

Das Objekt der Forschung sind Textäußerungen in deutschsprachigen linguistischen Fachtexten, die in ihrer grammatischen Struktur die Formen *des Konjunktivs I* und *des Konjunktivs II* aufweisen.

Das Forschungsziel der vorliegenden Arbeit ist es, die Leistung der Konjunktivformen bei der *Vertextung von typischen wissenschaftlichen Textprozeduren wie Zitieren, Verweisen, Begründen, Hypothesenbilden, Empfehlen* (Man vergleiche...; Es wäre sinnvoll, dass...) usw. zu beschreiben und so die Wahl dieser modalen grammatischen Sprachmittel durch den Autor kontextuell-semantic und pragmatisch zu erklären. Um die Forschungsfrage zu beantworten, sind folgende **Arbeitsschritte** notwendig:

1. Eruierung und Auflistung aller wissenschaftssprachlichen Handlungen, die beim Einsatz *des Konjunktivs I* und *des Konjunktivs II* ausgedrückt werden;

2. Textlinguistische Analyse von sprachwissenschaftlichen Texten nach kommunikativer Gliederung und auf dieser Grundlage die Auswertung der Streuung und Frequenz (Häufigkeit) von konjunktivischen Formen in entsprechenden Textteilen;

3. Textlinguistische Analyse der kommunikativen Funktionen von zu erforschenden grammatischen Formen in verschiedenen Textteilen;

4. Beschreibung der pragmatischen Leistung von konjunktivischen Formen und ihres Beitrags zur vorsichtigen und höflichen Formulierung (Konjunktiv als Hedging-Mittel);

5. Analyse des funktionalen Zusammenwirkens der Konjunktivformen mit anderen modalen Sprachmitteln (Modalverben, Modalsatzadverbien, Modalpartikeln) in wissenschaftlichen Kontexten.

Die Arbeitshypothese kann folgenderweise formuliert werden: der Gebrauch der Modalitätsmittel, unter anderem auch der Konjunktivformen und der damit gebildeten Äußerungen, richtet sich auf die Hauptaufgaben der Wissenschaftskommunikation aus. Man könnte vermuten, dass vor allem diejenigen Funktionen des Konjunktivs eingesetzt werden, die dem Autor eines wissenschaftlichen Textes ermöglichen, seine Stellungnahme äußerst effektiv zu begründen und neue Informationen über das zu erforschende Objekt zu formulieren.

Die theoretische Grundlage der Masterarbeit bildet Fachliteratur, die dem **Konjunktiv** gewidmet ist. Besonders hervorzuheben sind dabei E. Hentschel & P. M. Vogel, G. Schade, H. Weydt, G. Helbig u.a. und Werke, die der **Wissenschaftssprache** gewidmet sind, wobei vor allem K. Ehlich, G. Graefen, H. L. Kretzenbacher, H. Weinrich zu nennen sind.

Als **Methoden der Analyse** dienen die Beschreibung, die quantitative Methode, die kontextuell-semantische und funktional-kommunikative Analyse der Sprachdaten.

Das empirische Material besteht aus 30 Artikeln zu verschiedenen sprachwissenschaftlichen Themen aus 4 linguistischen Zeitschriften („Sprache und Pragmatik“, „Zeitschrift für Germanistik“, „Linguistische Berichte“, „Zeitschrift für germanistische Linguistik“). Aus diesem Material wurden stichprobenartig Textstellen untersucht und die textliche Verwendung der konjunktivischen Formen demonstriert. Anschließend werden die gewonnenen Daten qualitativ und quantitativ analysiert und daraus Schlussfolgerungen bezüglich der textlichen Leistung des Konjunktivs gezogen.

I. Konjunktiv als grammatisches Mittel der Modalität im Deutschen

1.1 Begriff der Modalität. Modalität und Hedging

Die vorliegende Arbeit hat das Ziel, modale Ausdrücke in wissenschaftlichen Texten zu analysieren. Dabei sollen in dieser Arbeit nicht alle modalen Äußerungen untersucht werden, sondern nur solche, deren Prädikat in der Konjunktivform steht. Um zu verstehen, zu welchem Zweck diese grammatischen Mittel im Text gebraucht werden können, welche Bedeutung sie haben können, mit welchen Mitteln außer dem Konjunktiv die Modalität ausgedrückt werden kann, ist zunächst der Modalitätsbegriff zu definieren.

Die Modalität ist ein facettenreiches Phänomen, weshalb es schwer ist, sie begrifflich so zu fassen, dass damit alle Arten der Modalität eingeschlossen werden können.

Der herkömmliche Begriff der Modalität stammt aus der Modallogik, für die die Begriffe der *Möglichkeit*, *Notwendigkeit* und *Irrealität* zentral sind. So bezeichnet Modalität nach Lewandowski „die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, Notwendigkeit oder Zufälligkeit von Aussagen bzw. die Art und Weise, in der Prädikate Subjekten zukommen, im Gegensatz zur Wahrheit und Falschheit von Aussagen“ (Lewandowski, 1994). In dieser Definition wird auf verschiedene Bedeutungen modaler Ausdrücke verwiesen, aber es wird noch nicht klar, wie die Modalität ausgedrückt werden kann.

Für die Analyse ist es besonders wichtig zu bestimmen, auf welcher Ebene der Sprache die Modalität zu finden ist. In der Sprachwissenschaft gibt es keine Einigkeit darüber, wie man dieses Phänomen einordnen kann. *Deth* (1986) versteht Modalität als eine funktional semantische Kategorie, für *Lewandowski* (1994) ist sie eine morphosyntaktische und semantisch-pragmatische Kategorie. *Palmer* (2001) definiert Modalität als eine mit Tempus und Aspekt verwandte grammatikalische Kategorie. In der formalen Semantik wird Modalität als die semantische Kategorie definiert, die Aspekte der *Notwendigkeit* und *Möglichkeit*

umfasst (vgl. beispielsweise *Kratzer*, 1991, *von Fintel*, 2006). Es ist letztlich zu schlussfolgern, dass Modalität auf der semantischen, grammatischen und pragmatischen Ebene der Sprache ausgedrückt werden kann.

Offensichtlich erfährt der Begriff der Modalität in der Sprachwissenschaft unterschiedliche begriffliche Deutungen. *Vinogradov* (1950) zufolge wird unter der Modalität das Verhältnis der Aussage zur Realität verstanden. In Anlehnung an *Vater* (1975) ist Modalität nicht Bestandteil des Sachverhalts, der in einem Satz beschrieben wird, sondern etwas, das zusätzlich zu diesem Sachverhalt ausgedrückt wird. Für *Dietrich* (1992: 23) ist Modalität eine Kategorie, „in der die Art und Weise des im Satz genannten Vorgangs oder Zustandes oder die Einstellung des Sprechers dazu spezifiziert werden“. Er versucht allen von ihm angeführten Beispielen, die mit verschiedenen Mitteln Modalität ausdrücken, gemeinsames Merkmal zu finden. Er schreibt, dass ein Satz dann modalisiert ist, „wenn die Proposition, die er ausdrückt, nicht als faktisch gekennzeichnet ist“ (*Dietrich*, 1992: 24). *Modalisiert* ist aber nicht mit „*gilt nicht*“ gleichzusetzen, sondern es bedeutet, dass „die Geltung eines Sachverhalts unbestimmt ist, womit weder ausgeschlossen ist, dass er [...] sich als Faktum der Bezugswelt herausstellt, noch, dass er sich als nicht faktisch erweist“ (*Dietrich*, 1992: 27).

Ausgehend von den aufgeführten Definitionen der Modalität versteht die vorliegende Arbeit den Begriff der Modalität folgendermaßen: als eine grammatische und semantisch-pragmatische Kategorie, die sich auf die Sprechereinstellung hinsichtlich einer Proposition bezieht. Vor allem sind hier Aspekte der *Notwendigkeit*, *Möglichkeit* von Bedeutung, aber auch, ob die Äußerungen für wahr oder falsch gehalten werden.

Die oben angeführten Definitionen und Überlegungen verweisen weiterhin auf zahlreiche sprachliche Mittel, die einem Satz modale Bedeutung verleihen. Für diese Arbeit ist vor allem die Kategorie des Modus wichtig und zwar der Moduswechsel vom *Indikativ* in den *Konjunktiv*. In erster Linie verbindet man den Begriff der Modalität mit dem Verbmodus, der laut *Admoni* ihren Kern bildet,

„und das Wesentlichste an der Semantik der verbalen Modi, an ihrer verallgemeinerten grammatischen Bedeutung, ist die Bewertung der Realität der vom Verb ausgedrückten Handlung“ (Admoni, 1956: 131). Verbmodi erfüllen aber unterschiedliche Funktionen, dabei kann der Modus in Kombination mit anderen modalen Mitteln gebraucht werden. Wenn man Modalität und Tempus zusammen betrachtet, so hat vor allem das Futur I modale Bedeutung, weil diese Zeitform meist eine Vermutung ausdrückt, dabei werden oft verschiedene Adverbien hinzugefügt (a, b), sie kann aber auch für eine Aufforderung gebraucht werden (c).

a) Er ist nicht zu erreichen. Er wird (noch) in den Ferien sein.

b) Wenn das so ist, wirst du (wohl) Recht haben.

c) Du wirst jetzt ins Bett gehen!

In Verbindung mit dem Modalitätsbegriff spricht man auch vom Phänomen *des Hedging* (auch des Heckenausdruckes od. der sprachlichen Hecke), das gleichfalls nicht problemlos definierbar ist. Der Begriff „*Hedge*“ wurde vom G. Lakoff 1972 eingeführt. Hedging ist ihm zufolge ein Mittel, kategorische und somit aus kommunikativer Sicht unhöfliche Aussagen zu vermeiden. Eine sprachliche Hecke kann durch *die Verbmodi, adverbiale oder adjektivische Wendungen, Abtönungspartikel* und auch durch andere Mittel ausgedrückt werden (z.B. eigentlich, irgendwie, vielleicht, ich würde sagen). Lakoff kritisierte die Tendenz, Äußerungen als eindeutig wahr oder falsch zu betrachten, und war der Meinung, dass man von dem Grad der Wahrheit sprechen müsste.

In der Heckenforschung scheint es keine Einigkeit zu geben, welche sprachlichen Mittel als Hecken bezeichnet werden sollen, dementsprechend gibt es auch keine allgemein anerkannte Definition des Begriffs. Eine Liste solcher Mittel wurde von Kresta (1995) zusammengestellt: *verschiedene Adverbien (vielleicht, sicher, vermutlich, leider), Meinungsäußerung, Bescheidenheitsverben (scheinen), irrealen Konditionalsätze, Modalverben, der Ausdruck des Wunsches.*

Einige Linguisten haben eigene Klassifikationen des Hedging erstellt, in dieser Arbeit werden die von *Prince*, *Hübler*, *Hyland* und *Mauranen* vorgeschlagenen Klassifikationen kurz diskutiert.

Prince et al. (1982) unterscheiden zwischen zwei Typen des Hedging: *Approximators* (a) und *Shields* (b). *Approximators* modifizieren den propositionalen Gehalt einer Aussage (Bereich der Semantik) und *Shields* beziehen sich auf die Einstellung des Sprechers zur Proposition (Bereich der Pragmatik). Diese Herangehensweise wurde jedoch kritisiert (z.B. von *Skelton*), weil man diese zwei Typen nicht immer voneinander trennen kann.

a) Dieses Buch ist *eine Art* Biographie.

b) *Ich denke*, dass es in diesem Kapitel um verschiedene Textsorten geht.

Von *Hübler* (1983) wurde eine ähnliche Klassifikation vorgeschlagen. Er unterscheidet zwischen zwei Typen von Unbestimmtheit. *Die phrastische Unbestimmtheit* entspricht den *Approximators* und sein Begriff *der neustischen Unbestimmtheit* entspricht den *Shields*. Die beiden Typen haben eine gemeinsame Funktion: sie machen eine Aussage weniger «aggressiv» für den Rezipienten.

Hyland (1996) hat ein polypragmatisches Modell erstellt. Er unterscheidet zwischen *content-oriented* und *reader-oriented Hedges*, *content-oriented Hedges* unterteilt er in *accuracy-oriented* und *writer-oriented Hedges*. Die erste Kategorie betrifft die Beziehung zwischen der Proposition und der Darstellung der Wirklichkeit. Hier ist es wichtig, ob die Proposition der Wirklichkeit entspricht oder nicht. Die zweite Kategorie betrifft die Interaktion zwischen dem Verfasser und dem Leser. Von den *accuracy-oriented Hedges* spricht man in dem Fall, wenn der Verfasser betonen will, dass eine Proposition vom idealen Prototyp abweicht oder dass eine Behauptung auf unvollständigem oder unsicherem Wissen des Verfassers basiert. *Writer-oriented Hedges* betreffen die Formulierungen von Hypothesen oder Schlussfolgerungen. Dabei erfüllen *Hedges* schützende Funktion.

Mauranen (1997) schlägt eine ähnliche Klassifikation vor, sie geht davon aus, dass die Funktionen des Hedging in wissenschaftlichen Texten *epistemische* und *interpersonale Funktion* erfüllen können. Aber es gibt keine scharfen Grenzen zwischen diesen zwei Typen.

Um verschiedene Termini zum Thema Hedging zu veranschaulichen, wäre es sinnvoll, sie in einer Tabelle zusammenzufassen. Insgesamt kann man von zwei Arten des Hedging sprechen: wenn die Einstellung des Sprechers ausgedrückt wird, und wenn die Proposition objektiv in einem bestimmten Maß der Wirklichkeit nicht entspricht.

	Proposition und Wirklichkeit	Die Einstellung des Sprechers
Prince et.al.	Approximators	Shields
Hübler	Phrastische Unbestimmtheit	Neustische Unbestimmtheit
Hyland	Content-oriented	Reader-oriented
Mauranen	Epistemische Funktion	Interpersonale Funktion
BEISPIELE	Dieses Buch ist <i>eine Art</i> Biographie.	Er <i>muss</i> (müsste) lange nicht nach Hause gekommen sein.

Da alle oben vorgestellten Begriffe semantisch ähnlich sind, spielt es keine besondere Rolle, welche Termini bei der Analyse verwendet werden. Die Klassifikation von *Prince* scheint jedoch klarer zu sein, weshalb im Folgenden mit seinen Begriffen *Approximators* und *Shields* gearbeitet wird, wobei aber, wie vorher erwähnt wurde, die Grenze zwischen diesen zwei Typen des Hedging nicht immer offensichtlich ist. Das Wichtigste jedoch ist, dass beide Typen die Äußerung weniger kategorisch machen.

Modale Ausdrücke sowie auch Heckenausdrücke drücken nicht unbedingt aus, dass eine Äußerung wahr oder falsch ist, sie zeigen, dass die Proposition sowohl wahr als auch falsch sein kann oder in verschiedenem Maß als wahr oder falsch betrachtet wird. Man kann also sagen, dass der Modalitätsbegriff und der Begriff des Hedging Ähnlichkeiten in ihrer Semantik aufweisen, jedoch nicht gleichzusetzen sind. “Zieht man die Einstellung des Sprechers zur Wahrheit der Aussage in den Vordergrund, so kann Hedging als eine Subkategorie der Modalität interpretiert werden. Betrachtet man aber Hedging aus der Perspektive der Interaktion, so kann man es der Höflichkeit zuordnen“ (*Breitkopf*, 2005: 102).

1.2 Arten und Ausdrucksmittel der Modalität

Da der Begriff der Modalität selbst sehr vage ist, gibt es auch vielfältige Versuche, alle Arten der Modalität sowie sprachliche Mittel der Modalität in einer Klassifikation zu beschreiben. In diesem Bereich waren solche Sprachwissenschaftler tätig wie *Palmer (2001)*, *Bybee (1994)*, *von der Gabelentz (1901)*, *Schmidt (1967)*, *Meier (1977)*, *Lyons (1977)* u.a., auf die im Folgenden zurückgegriffen wird.

Es werden zwei Grundarten der Modalität unterschieden: ***deontische und epistemische Modalität***. Außerdem sind noch weitere Begriffe im Gebrauch, die sich teilweise mit diesen Grundarten überschneiden. Die Unterscheidung zwischen der *deontischen (objektiven)* und der *epistemischen (subjektiven)* Modalität geht auf *Jespersen (1924)* zurück, die Bezeichnungen selbst wurden jedoch erst später durch *von Wright (1951)* eingeführt. Bei diesen beiden Grundarten handelt es sich vor allem um zwei verschiedene Anwendungsarten der Modalverben. „Wenn die Modalverben die erste Funktion haben, spricht man von den Modalverben mit objektiver Modalität, wenn sie in der zweiten Funktion gebraucht werden, spricht man von der subjektiven Modalität der Modalverben“ (*Helbig, Buscha, 1999: 131*). Einige Linguisten (*Calbert, Eisenberg*) verwenden in diesem Fall solche Begriffe wie *inferentiell* und *nicht-inferentiell*, dabei ist ebenfalls die objektive und die subjektive Modalität gemeint.

Der Begriff der deontischen Modalität bezieht sich auf Gebote und Verbote, drückt die Verpflichtung oder Erlaubnis und das Willensstreben des Sprechenden aus; so wird zwischen *deontischer Notwendigkeit (1, 3)* und *Möglichkeit (2)*, die eine Ursache oder Quelle haben, unterschieden. Eine bedeutende Rolle spielen hierbei die Modalverben *müssen, sollen* und *dürfen*, aber auch andere Modalverben in ihrer Grundfunktion. Bei dem deontischen Gebrauch der Modalverben wird der Sachverhalt als Tatsache geschildert.

1) Er *muss* um 8 bei der Arbeit sein.

2) Adam *darf* heute Abend ins Kino gehen.

3) Dieses Zitat *soll* man sich merken.

Der Begriff der epistemischen Modalität bezieht sich auf die Wahrhaftigkeit einer Aussage und betrifft das Wissen des Sprechenden in Bezug auf einen Sachverhalt. Hier kann man auch zwischen der *epistemischen Notwendigkeit* und *Möglichkeit* unterscheiden. Diese Art der Modalität drückt Annahmen und Vermutungen des Sprechers oder Schreibers aus. „Die Modalverben beziehen sich nicht auf das Subjekt des Satzes, sondern auf die Einstellung des Sprechers. Bei der subjektiven Aussage kann das Modalverb nicht allein im Prädikat stehen, sondern muss mit dem Infinitiv eines anderen Verbs die Prädikatsstellen besetzen“ (Helbig, Buscha, 1999: 136). Die Modalverben, die eine Vermutung ausdrücken, weisen einen bestimmten Grad der Sicherheit auf, der von einräumender Vermutung bis zur festen Überzeugung reichen kann.

1) Das Licht ist an. Er *muss* zu Hause sein.

2) Er *kann* schon ins Bett gegangen sein.

3) Sie *dürfte* bald kommen.

Lyons (1977) unterscheidet außerdem zwischen der **subjektiven und objektiven epistemischen Modalität**. Dies hängt davon ab, ob logisch geschlossen wird, dass ein Sachverhalt wahr ist oder wahr sein kann (*objektiv*) oder ob in der Äußerung eine Einschätzung des Sprechers im Bezug auf die Faktizität eines Sachverhaltes vorhanden ist (*subjektiv*).

Daneben gibt es andere Klassifikationen, die die Modalität von verschiedenen Standpunkten aus betrachten. So unterscheidet etwa von der Gabelentz (1901) zwischen der **logischen, psychologischen und sozialen Modalität**. Unter *logischer* (auch objektiv bezeichnet) Modalität wird die Beziehung des Prädikats zum Subjekt verstanden. Sie kann tatsächlich, möglich, notwendig, ausschließlich, bejahend, verneinend usw. sein. Die *psychologische* Modalität wird

folgendermaßen charakterisiert: der Redende will nicht nur eine Tatsache mitteilen, sondern er will sich auch aussprechen, „sein eigenes seelisches Befinden dabei dem Anderen mitteilen“ (*von der Gabelentz*, 1901: 472). Diese Art der Modalität ist die „Beziehung des Redenden zur Rede, ob er mittheilt, fragt, ausruft, befiehlt oder bittet, ob er mit Entschiedenheit oder mit bescheidener Zurückhaltung, vermuthend, fürchtend, hoffend, zweifelnd spricht“ (*von der Gabelentz*, 1901: 103). Die *soziale* Modalität drückt die Rangordnung, die gesellschaftliche Hierarchie aus. Sie betrifft „das Verhältniss des Redenden zum Angeredeten oder zu dem, von dem die Rede ist, die gesellschaftliche Neben-, Ueber-, oder Unterordnung“ (*von der Gabelentz*, 1901: 474).

Einige Linguisten (z.B. *Meier* (1977), *Schmidt* (1967)) sprechen, je nachdem, ob sie durch Verbmodi oder die Modalverben ausgedrückt wird, von der **kommunikativ-grammatischen** und **logisch- grammatischen Modalität**. Bei der *kommunikativ- grammatischen* Modalität handelt es sich um die Sprechereinstellung zum Inhalt der Äußerung, und bei der *logisch- grammatischen* Modalität ist das Verhältnis des Handelnden zur Handlung zentral.

Bybee (1994) unterscheidet vier Arten der Modalität:

1) **Agensorientierte Modalität** (Obligation, Notwendigkeit, Fähigkeit, Wunsch, Absicht, Möglichkeit)

z.B.: Das Kind *kann* schon lesen.

2) **Sprecherorientierte Modalität** (Direktiva wie Befehl, Forderung, Bitte, Flehen, Warnen, Ermahnung und Empfehlung)

z.B.: Du *solltest* dieses Thema ständig wiederholen.

3) **Epistemische Modalität** (Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewissheit)

z.B.: Er *könnte* der Mörder sein.

4) **Subordinierende Modi** (Nebensätze, vor allem Ergänzungssätze, Konzessivsätze und Nebensätze des Zweckes)

z.B.: Mathias *behauptet*, dass er gestern zu Hause war.

Palmer (2001) hat eine sehr ausführliche Klassifikation der Modalität erstellt. Zunächst unterscheidet er zwischen zwei Arten der Modalität, die sich in verschiedene Unterarten gliedern lassen. Diese Klassifikation kann in folgender Weise dargestellt werden:

1) **Ereignismodalität**

- Deontische M.
- Zirkumstantielle M.
- Abilitive M.
- Buletische M.
- Volitive M.
- Intentionale M.
- Teleologische M.
- Alethische M.

2) **Propositionsmodalität**

- Epistemische M.
- Evidentialität

Diese Klassifikation bezieht sich auf den Gebrauch der Modalverben. Die Einteilung in die Ereignis- und Propositionsmodalität ist jedoch nicht neu, da diese zwei Arten im Grunde genommen der *deontischen* und *epistemischen* Modalität entsprechen: *die Ereignismodalität* bezieht sich auf die Möglichkeit und Notwendigkeit des in einer Äußerung dargestellten Sachverhalts, während *die Propositionsmodalität* den Faktizitätsstatus einer Proposition ausdrückt.

Die Deontische Modalität wird auch als normative Modalität bezeichnet, weil sie objektiv und normativ gegebene Möglichkeiten und Notwendigkeiten ausdrücke (Verbote, Gebote, Erlaubnisse). In diesem Sinne werden vor allem solche Modalverben verwendet wie *sollen*, *dürfen* und *müssen*.

- Du *darfst* heute *nicht* ins Kino gehen.
- Wegen des schlechten Wetters *müssen* wir zu Hause bleiben.

- Jetzt *sollst* du ihr helfen.

Die *zirkumstanzielle* Modalität ist eine auf den Umständen beruhende Modalität. Die *abilitive* Modalität drückt ihrerseits Fähigkeiten und Zwänge aus. Nicht alle Sprachwissenschaftler trennen die *zirkumstanzielle* und die *abilitive* Modalität voneinander, da sie eng verwandt sind, was man an folgenden Beispielen deutlich sieht:

Abilitive M.

- Sie *kann* gut schwimmen. (Sie hat die Fähigkeit gut zu schwimmen)
- Er *muss* heute früher kommen. (Er unterliegt dem Zwang, früher zu kommen)

Zirkumstanzielle M.

- Daraufhin *mussten* wir lachen. (Wir unterlagen unter diesen Umständen dem Zwang zu lachen)
- Chrysanthemen *können* in dieser Gegend wachsen. (Diese Gegend bietet Umstände, unter denen dieser Pflanze möglich ist, zu wachsen)

Bulethische, volitive und *intentionale* Modalität stehen sehr nah beieinander. Die *bulethische Modalität* (1, 2) bezieht sich auf Wünsche des Agens. Die *volitive* Modalität (3) wird mithilfe der Modalverben *mögen* und *wollen* realisiert. *Intentionale* Modalität (4) drückt Absichten aus.

- 1) Dieses Lied *können* wir gerne spielen!
- 2) Er *soll* Basketball spielen!
- 3) Meine Mutter *möchte* morgen zu uns kommen.
- 4) Ich *will* Basketball spielen!

Teleologische Modalität ist in verschiedenen Anleitungen zu finden.

z. B.: Diese Tablette *muss* man vor dem Essen einnehmen.

Alethische Modalität drückt logische Notwendigkeit oder Möglichkeit aus (logische Gesetze).

z. B.: Die Summe der Winkel im Quadrat muss immer 180 Grad ergeben.

Wie es sich zeigt, ist die Modalität ein sehr breiter Begriff mit verschiedenen Bedeutungen. In der deutschen Sprache finden sich zahlreiche Mittel, mit denen eine solche modale Bedeutung realisiert werden kann: *die Verbmodi, Modalverben und Modalitätsverben, Modalpartikeln und Modalwörter, die Konstruktionen mit sein, haben, bleiben und modal-einschätzende Satzstrukturen (z. B. ich meine/ es ist möglich)*. Diese Mittel sollen im Folgenden erläutert werden.

Wie ihr Name bereits andeutet, tragen **Modalpartikeln** zum Ausdruck der Modalität bei. Man kann sagen, dass Modalpartikeln eher im Bereich der Illokution (Intentionsebene) wirken, weil sie nicht durch ihre Bedeutung (auf der Ebene der Proposition) kennzeichnend sind, sondern durch ihre Wirkung bzw. den Effekt, den sie erreichen sollen. Außerdem kann man Modalpartikeln aus einem Satz weglassen, ohne dass dies zu einem erkennbaren Informationsverlust führt. Laut *Thurmair* (1989) dienen Modalpartikeln dazu, eine Äußerung in einen Interaktionszusammenhang einzubinden. Sie fasst die Bedeutung der Modalpartikeln folgendermaßen zusammen: „Mit ihnen kann auf den Gesprächspartnern gemeinsames Wissen verwiesen werden, auf Annahmen oder Erwartungen von Sprecher oder Hörer, es kann ein bestimmter Bezug zu einer vorangegangenen Äußerung angezeigt werden, oder es kann der Stellenwert, den der Sprecher der Äußerung beimißt, gekennzeichnet werden. Insofern modifizieren die Modalpartikeln auf je spezifische Weise Illokutionstypen“ (*Thurmair*, 1989: 2). Zu den Modalpartikeln gehören z. B. folgende: *ja, doch, auch, denn, bloß, nur, mal, aber, vielleicht, eben, halt, wohl, schon, eigentlich, etwa.* (*Engel*, 1988)

- Ihr könntet mir **ja ruhig** helfen! – Aufforderung zu einer Handlung, von der der Hörer weiß, dass er sie längst schon hätte ausführen müssen oder können.
- Frag **doch** die Lehrerin noch einmal! – Abmilderung eines Imperativs.

- Das weiß ich **eben** auch nicht! – Der dargestellte Sachverhalt ist evident.

Modaladverbien (auch Modalwörter genannt) unterscheiden sich morphologisch nicht von den Adverbien, aber sie unterscheiden sich von ihnen *semantisch* und *syntaktisch*. *Semantisch* enthalten sie eine Einschätzung des Inhalts der Äußerung seitens des Sprechenden oder Schreibenden und *syntaktisch* beziehen sie sich auf den ganzen Satz. Im Deutschen gibt es zahlreiche Modalwörter, unter anderen gehören dazu: *vielleicht, wahrscheinlich, sicherlich, hoffentlich, leider, freilich, glücklicherweise, eventuell*. (Helbig/ Buscha, 1999)

Modalverben spielen eine besondere Rolle beim Ausdruck der Modalität. Erstens weil deutsche Modalverben unterschiedliche modale Bedeutungen aufweisen und zweitens weil sie sowohl *objektive*, als auch *subjektive Bedeutung* haben können. Außerdem werden sie oft mit anderen modalen Mitteln kombiniert (z.B. mit dem Konjunktiv). In der deutschen Sprache unterscheidet man sechs Modalverben: *müssen, sollen, können, dürfen, wollen, mögen* (Helbig/ Buscha, 1999). Wie oben bereits erwähnt wurde, sind Modalverben zweiseitig: sie können *objektiv* und *subjektiv* gebraucht werden. Die Begriffe *objektiv* (deontisch) und *subjektiv* (epistemisch) wurden in der Verbindung mit dem Begriff Modalität schon genannt. Die Unterschiede zwischen diesen zwei Grundarten der Modalität sind an Beispielen mit den Modalverben besonders gut zu sehen.

- Er **muss** morgen früh aufstehen. – Er **muss** (müsste) noch nicht gekommen sein.
- Anne **kann** gut schwimmen. – Es **kann** nicht seine Schuld sein.
- Meine Schwester **darf** heute Abend ausgehen. – Es **dürfte** Ihnen noch nicht zu Bewusstsein gekommen sein.
- Diese Bücher **sollen** im Sommer gelesen werden. – Der Maler **soll** das Gemälde vernichtet haben.
- Meine Großmutter **mag** dieses lange Kleid. – Es **mag** sein, dass genau er den Sänger getötet hat.

- Ich **will** auf die Frage nicht antworten. – Andreas **will** gestern den ganzen Tag zu Hause verbracht haben.

Die Konstruktion sein/ haben + zu + Infinitiv weist ebenfalls modale Bedeutung auf. Das Verb *haben* modalisiert in diesem Fall nur *aktive* (Ich habe das Buch zu lesen) und das Verb *sein* nur *passive* (Das Buch ist zu lesen) Sätze. Die Sätze mit *haben* drücken *Notwendigkeit* aus und die Sätze mit *sein* können sowohl *Notwendigkeit* als auch *Möglichkeit* ausdrücken.

- Ich habe die Tür zu schließen. = Ich muss die Tür schließen.
- Die Tür ist zu schließen. = Die Tür kann/ muss geschlossen werden.

Zu den bedeutendsten Mitteln zum Ausdruck der Modalität im Deutschen gehören **die Verbmodi**. *Der Indikativ* ist in diesem Sinne neutral, die Sätze im Indikativ können aber andere modale Mittel enthalten und dadurch auch modal wirken. Es lässt sich sagen, dass hier eine Opposition zwischen dem markierten (Konjunktiv) und dem unmarkierten Modus (Indikativ) vorliegt. Natürlich haben die Sätze im *Imperativ* auch modale Bedeutung (sie können mit Hilfe von Modalverben umformuliert werden, so haben sie fast denselben Inhalt). Für diese Arbeit ist die Opposition *Indikativ – Konjunktiv* von besonderer Bedeutung.

1.3 Beitrag der Konjunktivformen zur Modalität

Wie im vorigen Kapitel bereits festgestellt wurde, gehören die Verbmodi zu den wichtigsten Ausdrucksmitteln der Modalität. Im Deutschen unterscheidet man drei Verbmodi: *Indikativ*, *Imperativ* und *Konjunktiv*. *Der Indikativ* ist besonders formenreich: die Verben im Indikativ werden nach Person, Numerus, Tempus und Genus unterschieden. Im Indikativ bildet man vor allem Aussagesätze, er dient zur Erzählung und Darstellung, aber im Indikativ kann man auch Fragen und Aufforderungen formulieren. Außerdem können unterschiedliche Stellungnahmen im Indikativ gebildet werden. *Der Imperativ* hat im Gegenteil keine solche Vielfalt der Funktionen. Er drückt Aufforderungen verschiedener Art aus und hat dabei viele Konkurrenzformen. Beim *Konjunktiv* handelt es sich um bestimmte Satzformen. Die Vielfältigkeit der Funktionen des Konjunktivs könnte man in so einem Zitat zusammenfassen: „Ein Satzinhalt, der im Konjunktiv ausgedrückt ist, wird eben nicht als faktisch gegeben dargestellt, sondern als vermittelt. Die Mitteilung wird nicht als direkte Abbildung eines Inhalts dargeboten, sondern als indirekte, als durch ein Medium gebrochen, etwa als Wunsch, als etwas, was nur geglaubt wird, als etwas, was die Meinung anderer und ausdrücklich nicht die des Sprechers wiedergibt, als ein Werturteil, als kontrafaktisch, als ein Wunsch, als eine Absicht, als etwas noch nicht Realisiertes, aber Intendiertes, als etwas zu Beurteilendes (nicht Mitzuteilendes) usw.“ (*Hentschel & Vogel*, 2009: 216).

Zwischen dem Indikativ (auch *die Wirklichkeitsform* genannt) und dem Konjunktiv (auch *die Möglichkeitsform* genannt) besteht laut *Hentschel & Vogel* (2009) eine *inklusive Opposition*, d.h. dass der Konjunktiv *der markierte Terminus* und der Indikativ im Gegensatz *der unmarkierte Terminus* ist. Außerdem besteht zwischen diesen zwei verbalen Modi eine *funktionelle Opposition*. „Es ist nicht etwa so, dass der Kontext von sich aus den Modusgebrauch vollkommen vorschreibe. Funktionell ist eine Opposition dann, wenn die beiden Termini einerseits nicht völlig frei, ohne Auswirkungen auf den Inhalt, austauschbar sind und wenn andererseits die Wahl nicht völlig automatisch ist.“ (*Hentschel & Vogel*,

2009: 210). Es hängt also in einigen Fällen vom Autor/ Sprecher/ Schreiber ab, ob eine Äußerung mit dem Konjunktiv gebildet wird, es gibt jedoch auch Regeln, die bestimmen, dass eine Äußerung in einem konkreten Fall mit dem Konjunktiv gebildet werden soll.

Wenn man den Konjunktiv an sich selbst betrachtet, so unterscheidet man zwischen dem *Konjunktiv I* und dem *Konjunktiv II*. Der *Konjunktiv I* wird auch *Konjunktiv Präsens* genannt, weil das finite Verb in solchen Konjunktiven im Präsens steht. Die konjunktivischen Formen, bei denen das finite Verb im Präteritum steht, kann man dementsprechend unter der Bezeichnung *Konjunktiv II* gruppieren. Es lässt sich jedoch sagen, dass die Bezeichnungen *Konjunktiv I* und *II* in neueren Grammatiken weniger akzeptiert sind. Man könnte sagen, dass beide Konjunktive ihre bestimmte Kernbedeutung haben, aber *Helbig* zufolge ist der Ausgangspunkt für eine solche Unterscheidung „die Annahme, dass die Konjunktive keine temporale, sondern eine modale Bedeutung haben“ (*Helbig*, 1999: 40). Verständlicherweise tritt im Konjunktiv die temporale zugunsten der modalen Bedeutung zurück, aber man kann nicht sagen, dass die temporale Bedeutung völlig verloren geht. Außerdem betont *Eisenberg* (2006: 118), dass zwei Konjunktive „keine grammatischen Kategorien“ sind. Sie haben in einigen Fällen dieselbe Funktion (z.B. in den Komparativsätzen), während ihre temporale Bedeutung unterschiedlich ist.

a) Das Kind weint, als ob es *Bauchschmerzen habe*. – **Komparativsatz, Konjunktiv I, Gleichzeitigkeit**

b) Das Kind weint, als ob es *sich an der Ecke gestoßen hätte*. – **Komparativsatz, Konjunktiv II, Vorzeitigkeit**

Weinrich (2005) spricht in seiner „Textgrammatik der deutschen Sprache“ von zwei Arten des Konjunktivs, er unterscheidet den *restriktiven (Restriktiv)* und *indirektiven (Indirektiv) Konjunktiv*. Der *Restriktiv* (Konjunktiv II) drückt

eingeschränkte Geltung aus, *der Indirektiv* (Konjunktiv I) hat dieselbe Bedeutung, dabei kommt noch das zusätzliche semantische Merkmal der Referenz hinzu.

Eine mögliche Generalisierung könnte lauten: *Konjunktiv I* und *Konjunktiv II* sind eher Sammelbezeichnungen, aber keine grammatischen Kategorien, obwohl beide Konjunktive verschiedene Frequenz aufweisen – der Konjunktiv Präsens kommt seltener vor – und in einigen Fällen einander nicht ersetzen können.

Trotzdem gehen die meisten Grammatiken, die Deutsch als Fremdsprache darstellen, von diesen zwei Arten des Konjunktivs aus, was möglicherweise das Erfassen aller seiner Funktionen erleichtert und zur Anschaulichkeit beiträgt. So wird *der Konj. I* vor allem in der *indirekten Rede* und in den *Aufforderungen* im weiteren Sinne (*Anweisungen, Forderungen, Befehlen, Bitten, Wünschen*) verwendet. *Der Konj. II* drückt etwas aus, was nach der Auffassung des Sprechers nicht wirklich ist. Mit diesen Konjunktiven werden *Wünschen* (*erfüllbare, wahrscheinlich erfüllbare, unerfüllbare*), *Annahmen, Hypothesen* formuliert. Außerdem ist es damit möglich, *irreale Vergleichsätze* zu bilden. In solchen Äußerungen ist nicht die Wirklichkeit dargestellt, sondern etwas nur Vorgestelltes, nur möglicherweise Existierendes.

Da der Konjunktiv oft in Satzgefügen vorkommt, wird in einigen Grammatiken (*Helbig, 1999; Helbig/ Buscha, 1996*) bei der Beschreibung der Funktionen des Konjunktivs vom Typ des Nebensatzes ausgegangen. Im Konjunktiv können folgende Satztypen gebildet werden:

- Hypothetische Komparativsätze

z.B.: Der Schüler benimmt sich, als ob er die Hausaufgabe nicht *gemacht hätte*.

- Irreale bzw. potentielle Konditionalsätze

z.B.: Wenn ich reich *wäre, wäre* ich auch berühmt/ *würde* ich ein großes Haus *kaufen*.

z.B.: Wenn ich gestern zu Hause gewesen wäre, *hätte* ich meinen alten Freund nicht *getroffen*.

- **Konzessiv- und Konsekutivsätze**

z.B.: Auch wenn ich *Zeit hätte/ gehabt hätte, würde/ hätte* ich dieses Buch nicht *lesen/ gelesen*.

z.B.: Das Wetter ist/ war zu regnerisch, als dass man *baden könnte/ hätte baden können*.

Es ist zu beachten, dass in genannten Nebensatztypen verschiedene Zeitformen möglich sind, der präteritale Konjunktiv ist jedoch häufiger zu treffen. Dabei wird oft statt des Konjunktivs II der *würde-* Konjunktiv verwendet, der meist bei einigen unregelmäßigen Verben vorkommt, und laut *Schade* (2009) immer mehr den Konjunktiv II in der gesprochenen und in der geschriebenen Sprache verdrängt.

In der vorliegenden Arbeit spielt jedoch vor allem die Bedeutung der mit Konjunktiv gebildeten Äußerungen eine entscheidende Rolle. So ist es sinnvoll die traditionelle Klassifikation der Funktionen des Konjunktivs von *Hentschel & Vogel* (2009) darzustellen. Sie unterscheiden folgende Untertypen des Konjunktivs:

- **den Potentialis**

z.B.: Wenn sie heute frei *hätte, würde* sie ins Theater *gehen*.

- **den Irrealis**

z.B.: Wenn ich zu Hause *geblieben wäre, hätte* ich einen Kuchen *gebacken*.

- **den Optativ**

z.B.: Wenn sie doch nur *käme*!

- **den Adhortativ**

z.B.: *Seien* wir nicht so kleinlich!

- **den Konjunktiv der indirekten Rede**

z.B.: Sie behauptet, sie *sei* damals nicht in der Stadt *gewesen*.

In Anlehnung an *Schade* (2009) könnte man noch zwei Untertypen hinzufügen, die nicht besonders frequent sind, aber dennoch zu nennen wären:

- **der Höflichkeitskonjunktiv**

z.B.: *Könnten* Sie mir bitte *helfen*?

- **Konjunktiv der vorsichtigen Formulierung („Scharnier- Konjunktiv“)**

z.B.: Es *wäre* alles.

Da in dieser Arbeit die Analyse auf die mit dem Konjunktiv gebildeten Äußerungen in den wissenschaftlichen Texten gerichtet ist, wäre es sinnvoll zu bestimmen, wo (in welchen Texten/ Textsorten) der Konjunktiv zu finden ist. In den meisten Grammatiken gibt es lediglich Anmerkungen dazu. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass für eine bestimmte Textsorte nur einige Funktionen des Konjunktivs charakteristisch sind und nicht die ganze Reihe der Konjunktivformen werden dabei verwendet. Der Konjunktiv ist vor allem in der schriftlichen Rede gebräuchlich, da die mündliche Rede der Einfachheit und sprachlicher Ökonomie zustrebt. In der mündlichen Rede kommt der Konjunktiv I kaum vor, bei der indirekten Rede steht das Verb vorzugsweise im Indikativ. Der Konjunktiv II wird bei irrealen Bedingungssätzen und irrealen Wunschsätzen durch die *würde*-Konstruktion ersetzt und der Konjunktiv II selbst wird oft nur bei den Hilfsverben und Modalverben verwendet. Was die schriftliche Rede anbetrifft, so ist der Konjunktiv in den Texten der schöngeistigen Literatur zu finden, hierbei werden verschiedene Zeitformen verwendet. Da Konjunktiv I für die Aufforderungen typisch ist, könnte man entsprechende Anweisungen in ärztlichen Verschreibungen, Kochrezepten, Gebrauchsanweisungen finden. Für die wissenschaftlichen Texte ist es notwendig, die Information zum jeweiligen Problem möglichst objektiv darzustellen. Die Äußerungen im Konjunktiv sind jedoch eher subjektiv, drücken etwas Mögliches und nicht Reales. Obwohl in den wissenschaftlichen Texten der Konjunktiv nicht sehr häufig vorkommt, erfüllt er wichtige Aufgaben und ist in einigen Äußerungen erwünscht.

1.4 Spezifik der Modalität in wissenschaftlichen Texten

1.4.1 Wissenschaftssprache, ihre Besonderheiten und Modalität

Bevor wir auf die Modalität in sprachwissenschaftlichen Texten, auf die Rolle der modalen Elemente und insbesondere des Konjunktivs eingehen, wäre es wichtig zunächst den wissenschaftlichen Stil, die Wissenschaftssprache allgemein zu charakterisieren. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Texte besteht in der Weitergabe von Wissen, außerdem soll der Wissenschaftler bereits vorhandenes Wissen erweitern, korrigieren und auch neues Wissen erzeugen. Es ist fraglich, ob das Wort *Wissenschaftssprache* im Singular gebraucht werden kann, weil es verschiedene Wissenschaften gibt, die unterschiedliche Besonderheiten aufweisen (Weinrich, 1988). Man kann jedoch bestimmte Schwerpunkte betonen, die für jede Wissenschaftssprache im Allgemeinen typisch wären. Traditionell gesehen ist der Wissenschaftsstil objektiv und unpersönlich. In einigen Arbeiten, die diesem Thema gewidmet sind (Breitkopf, Weinrich, Ehlich, Kretzenbacher), finden sich drei Verbote oder Tabus, die der Wissenschaftler beim Schreiben beachten soll:

1. Ein Wissenschaftler sagt nicht *ich*;
2. Ein Wissenschaftler erzählt nicht;
3. Ein Wissenschaftler benutzt keine Metaphern.

Damit ein wissenschaftlicher Text unpersönlich und lediglich als eine Übermittlung der Information wirkt, soll der Leser den Autor des Textes, seine Meinung, seine Einstellungen nicht erkennen. Nicht das Subjekt ist in diesen Texten wichtig, sondern das Objekt ist an erster Stelle. So werden in solchen Texten passivische Strukturen, *wir*-Sätze verwendet. In einem wissenschaftlichen Text wird nicht nur der Sender (der Autor) sondern auch der Empfänger (der Leser) explizit nicht genannt: die 2. Person kommt überhaupt nicht vor und die 1. Person kann durch Plural (*wir*) oder durch andere Mittel ersetzt werden. Für die Wissenschaftssprache ist außerdem *die Deagentivierung* charakteristisch, z.B. mit Hilfe der passivischen Strukturen oder Konstruktionen mit *haben* oder *sein*, aber

auch mit Hilfe des nominalen Stils. Auch andere sprachliche Mittel können den Autor „verschwinden lassen“. Darum sollte ein Wissenschaftler nicht erzählen, sondern Fakten ohne überflüssige Beschreibungen mitteilen. Das kann man bei den Zeitformen klar sehen: *Präteritum* und *Plusquamperfekt*, die der Erzählung dienen, sind in solchen Texten selten zu finden. Dabei sind in den Wissenschaftstexten Hilfs- und Kopulativverben besonders frequent. Auch die Struktur der Texte ist *nicht narrativ*, sondern *argumentativ* und *explikativ* gestaltet. Es gibt eine bestimmte logische Reihenfolge, die typisch für wissenschaftliche Texte ist. Außerdem sollte ein wissenschaftlicher Text keine Metaphern enthalten, die die Sprache bildlicher machen. Laut *Weinrich* (1995: 7) scheint der wissenschaftliche Stil gerade an seiner *Ungeschmücktheit* am zuverlässigsten erkennbar zu sein. Dabei sind die meisten Wissenschaftler davon überzeugt, „dass metaphorische Sätze nicht wahre Sätze sein können“ (*Weinrich*, 1988: 138). Von der Wissenschaftssprache sind nicht die Schönheit und Bildlichkeit der Rede, „sondern solche Qualitäten wie Klarheit, Widerspruchsfreiheit und Folgerichtigkeit“ gefordert (*Weinrich*, 1988: 8).

Die obengenannten Verbote bilden die traditionelle Vorstellung des wissenschaftlichen Stils, die neueren Werke sind jedoch nicht so kategorisch. Es sind folgende Besonderheiten des Wissenschaftsstils aufzulisten (*Breitkopf*, 2005):

- Kritik
- Asymmetrie der Textteile
- Inhaltsorientiertheit
- Unpersönlichkeit
- Hauptinformationsquelle
- Präsenz der Ausdrucksmittel der Subjektivität

Man kann sehen, dass folgende Besonderheiten mit der traditionellen Vorstellung zwar nicht übereinstimmen, aber auch ihr nicht völlig widersprechen. Zwar ist der Wissenschaftsstil in der traditionellen Vorstellung unpersönlich und möglichst objektiv, aber die Einstellung des Autors ist dennoch ausgedrückt, wenn

auch indirekt. Da der Verfasser unterschiedliche Einstellungen und Auffassungen darstellen sollte, ist es nicht immer möglich, objektiv zu bleiben, weil man diese Auffassungen vergleichen und dabei auch die relevanteste Variante für die Arbeit wählen soll. Natürlich kann der Autor das direkt und ohne Beweise nicht machen. *Hyland* (1999: 103f.) spricht über verschiedene Ausdrucksmittel der Subjektivität, die in einem wissenschaftlichen Text vorkommen können: *hedges* (relativierende Ausdrücke), *emphatics* (intensivierende Ausdrücke), *attitude markers* (Einstellungen), *relational markers* (Ansprache des Lesers) und *person markers* (Verfasserreferenz).

Die Wissenschaftssprache wird unmittelbar im Kontext der Fachsprachenforschung behandelt, da den Wissenschaftsstil besonderer Wortschatz, besondere Syntax und Funktion auszeichnet. *Steinhoff* (2007) schlägt vier Postulate vor, die für die Fachsprachenforschung von Bedeutung wären. Da die Wissenschaftssprache häufig als eine „Extremform“ von Fachsprache betrachtet wird, so gelten diese Postulate für die Wissenschaftssprache in hohem Maße: „sie sei extrem *gegenstandgebunden, eindeutig, ökonomisch und anonym*“ (*Steinhoff*, 2007: 10). *Die Gegenstandsbindung* (auch Sachlichkeit) setzt die Orientierung auf den Gegenstand voraus, die durch hohe Frequenz der Nomen, den nominalen Stil erreicht wird. Die Fachwörter, die vor allem durch Substantive ausgedrückt werden, benennen die zu erforschenden Gegenstände und Erscheinungen und der Forscher konzentriert sich darauf, anstatt seine Person in den Vordergrund zu rücken. *Das Postulat der Eindeutigkeit* betrifft auch die in den wissenschaftlichen Texten verwendete Lexik. Termini, die besonders häufig in solchen Texten vorkommen, sollen eindeutig sein und sie sind in der Regel so, aber sowohl wissenschaftliche Termini als auch Fachwörter sind manchmal kontextabhängig, besonders, wenn man in einem Text verschiedene in näher Verbindung zueinander stehende Begriffe erläutert. In diesem Fall können sie oft nicht eindeutig sein, aber das heißt nicht, dass der Text in dem sie verwendet werden, nicht wissenschaftlich ist. Dieses Postulat betrifft auch die Metaphern und das Metaphern-Tabu, weil die Bedeutung der Metaphern nicht klar festgelegt ist.

Dem *Postulat der Ökonomie* nach sollte der Text „mit möglichst geringem Aufwand an Ausdrucksmitteln einen möglichst hohen Ertrag“ erzielen (von Polenz 1981: 86). Wegen der schwerfälligen Syntax ist es nicht immer möglich, sogar wenn solche Prozesse wie *Deagentivierung* und *Deverbalisierung* mit einbezogen werden. So bereitet dieses Postulat für wissenschaftliche Texte einige Probleme. Das vierte Postulat wurde bereits mit einer anderen Bezeichnung verwendet, nämlich *die Unpersönlichkeit* als eine der Besonderheiten des wissenschaftlichen Textes. Die Anonymität ist besonders wichtig, weil die wissenschaftlichen Texte objektiv und allgemeingültig sein sollen, sie sollen den Sachverhalt unabhängig von der Meinung des Wissenschaftlers darstellen. So kann sie durch den Verzicht auf die Personalformen, durch den Gebrauch der passivischen Strukturen erreicht werden. Trotz diesen Mitteln der Anonymität erkennt der Leser dennoch den Autor, da die Werke nicht anonym publiziert werden und auch die Passivkonstruktionen enthalten eine implizite Verfasserreferenz (Супоницкая, 2006). Man könnte daraus schießen, dass die wissenschaftlichen Texte nicht anonym sondern eher neutral sein sollten.

Jede Äußerung, jeder Text hat eine bestimmte Intention oder eine Textfunktion (Brinker et al., 2014). Indem man spricht, oder in diesem Fall schreibt, erfüllt man entsprechende sprachliche Handlungen. Für wissenschaftliche Texte sind folgende Handlungen typisch: „Darstellen“, „Feststellen“, „Beschreiben“, „Anleiten“, „Erklären“, „Erörtern“, „Begründen“ (Steinhoff, 2007: 25). Der Verfasser *stellt das Objekt seiner Forschung fest, stellt die bereits bekannten Fakten über dieses Objekt dar, erörtert, wer sich damit beschäftigt hat, kritisiert die Vorgehensweise einiger Wissenschaftler, dabei zitiert er, um sich von dieser Meinungsäußerung zu distanzieren, vergleicht verschiedene Meinungen, stellt seine Hypothesen auf, erklärt und begründet sie, vermutet, gibt den Lesern oder seinen Kollegen Anweisungen, zeigt, dass ein möglicher Gedanke in die Irre führt, deutet die Wege an, die gegangen werden könnten*. Da die wichtigste Funktion der wissenschaftlichen Texte in der Weitergabe von Wissen besteht, sind die häufigsten Handlungen, mit denen ein Wissenschaftler zu tun hat, die Assertion

und die Frage (*Ehlich, 1993*). Emotionale oder voluntative Sätze sind für einen wissenschaftlichen Text nicht typisch. *Ehlich* hat einige wissenschaftliche Texte analysiert und festgestellt, dass man meistens mit den Assertionen zu tun hat, die jedoch keine einfachen Assertionen sind, wenn man sie genauer betrachtet. Er kommentiert seine Beobachtungen: „Hier finden wir Modalisierungen, hier finden sich Beschreibungen des Wissenschaftlers selbst, dem etwas „auffällt“, für den sich etwas zeigt, auch wenn dieses eigentliche Subjekt des Sehens als solches nicht benannt ist. Es ist vielmehr in der sprachlichen Formulierung einerseits enthalten und andererseits zum Verschwinden gebracht – eine sehr merkwürdige Figur, deren – wie soll man sagen – sprachsoziologische Struktur nach einer Auflösung verlangt“ (*Ehlich, 1993: 25f.*). *Ehlich* spricht von der Distanz zur genannten Assertion, die durch Modalverben, Modalwörter und andere modale Mittel geschaffen wird. Neben der assertiven Struktur ist in den wissenschaftlichen Texten die Struktur der „*Eristik*“ zu finden (*Ehlich, 1993*). Die *Eristik* ist die Lehre vom Streitgespräch, das auch in wissenschaftlichen Texten als Diskussion und Auseinandersetzung vorkommt. In Texten treten häufig Zitate auf, die nachher vom Verfasser bewertet werden. Der Autor beginnt sozusagen einen imaginären Streit mit einem anderen Wissenschaftler. Wenn man an vorhandenem Wissen oder an der Position von jemandem Kritik übt, kann man neues Wissen schaffen. (*Steinhoff, 2007*)

1.4.2 Der wissenschaftliche Artikel

Es gibt viele Textsorten, die zum Wissenschaftsstil gehören und seine allgemeinen Merkmale aufweisen. Für die vorliegende Arbeit ist vor allem der Artikel (auch *wissenschaftlicher Aufsatz oder Beitrag* genannt) von Bedeutung, eine der wichtigsten Gattungen der wissenschaftlichen Kommunikation. *Breitkopf* (2005: 22ff.) erläutert einige Merkmale, die einen wissenschaftlichen Artikel charakterisieren:

- Thematische Kompaktheit
- Enger Fachkreis der Adressaten
- Kritische Betrachtung

- Verantwortung des Autors
- Hoher Gebrauch modaler Ausdrücke

Da der Artikel nicht so umfangreich ist, ist er lediglich einem Thema gewidmet, nämlich einem Aspekt eines Themas. Wie gesagt verwendet man in einer Wissenschaftssprache einen bestimmten, nur für diese Wissenschaft typischen Wortschatz (Fachwörter), deswegen ist der Kreis der potentiellen Rezipienten begrenzt. Wie auch in anderen Textsorten der Wissenschaft stellt der Autor verschiedene Auffassungen dar, die er kritisch betrachten und bewerten soll, was zur Subjektivität beiträgt. Der Autor ist sowohl für den Inhalt als auch für die Wahrheit der gegebenen Information und auch für die möglichen Fehler verantwortlich. Wegen dieser großen Verantwortung versuchen die Autoren der wissenschaftlichen Artikel die Entschiedenheit ihrer Aussagen zu vermindern, da die möglichen Fehler gegen die Qualität der Arbeit sprechen würden. Aus diesem Grund kann man in einem wissenschaftlichen Artikel verschiedene modale Elemente wie *Verbmodi*, *Modalverben*, *Modalpartikeln*, *Infinitivkonstruktionen* und andere Mittel treffen.

Breitkopf (2005) spricht von vier Hauptteilen eines Aufsatzes:

- Einleitung
- Methoden-Teil
- Darstellung der Ergebnisse
- Diskussion

So auch *Weinrich* (1995) gliedert den wissenschaftlichen Artikel in vier ähnliche Textteile. Im ersten Teil beschreibt man den Stand der Forschung. Im zweiten Teil wird die empirische Forschungsarbeit durchgeführt. Danach folgt die Diskussion der Ergebnisse und letztlich der Ausblick auf die weitere Forschung.

1.4.3 Linguistische Fachtexte und linguistischer Artikel

„Jeder Text, geschrieben oder gesprochen, in dem primär Aspekte und Erscheinungen der menschlichen Sprache mit Hilfe der Methoden der etablierten (akademischen) Disziplin der Sprachwissenschaft von den

Kommunikationspartnern diskutiert, erörtert oder problematisiert werden, stellt im eigentlichen Sinne einen ‚linguistischen Fachtext‘ dar“, so *Kresta* (1995). Das Adjektiv ‚*primär*‘ klammert die Fälle aus, wenn in einem Gespräch/ Text lediglich einige Äußerungen über Sprache gemacht werden.

Die sprachlichen Handlungen, die in einem wissenschaftlichen Text erfüllt werden können, wurden bereits genannt, man unterscheidet jedoch auch genau für linguistische Texte typische Handlungen. Die Zahl der möglichen Handlungen ist unbegrenzt, hierbei sind einige zu nennen, die *Kresta* (1995: 16f.) in seiner Arbeit ins Deutsche übersetzt hat.

- Zielsetzung aufstellen
- Verfasserrolle – Der Verfasser stellt sich oder andere Beteiligte als wissend, kompetent usw. dar
- Behaupten
- Rechtfertigen
- Ablehnen
- Zitieren
- Umformulieren
- Kategorienbildung
- Verallgemeinern
- Erklären

Wie gesagt ist diese Liste der Handlungen nicht vollständig.

Als Wissenschaftler tritt in den linguistischen Texten der Fachmann – der Linguist. Man kann drei Hauptgruppen der Rezipienten nennen, für die linguistische Texte verfasst werden können (*Kresta*, 1995): *für die Kollegen, für Studenten bzw. Lernende, für die breite Öffentlichkeit*. Die Textsorten können dabei sowohl schriftlich als auch mündlich realisiert werden. Da die vorliegende Analyse auf die wissenschaftlichen Artikel aus den Zeitschriften gerichtet ist, ist für die vorliegende Arbeit schriftliche Textsorte ‚*Artikel*‘ wichtig. Der linguistische Artikel ist ähnlich den Artikeln aus den anderen Bereichen gestaltet. Er besteht

üblicherweise aus drei Teilen: aus der *Einleitung*, *Methodenbeschreibung* und aus den *Ergebnissen*. Das in einem linguistischen Artikel behandelnde Thema soll aktuell sein und neues Wissen darstellen, sowie auch Artikel aus anderen Bereichen. Für diese Arbeit ist besonders wichtig, dass in einem Artikel in der Regel die Meinungsäußerungen des Verfassers zu finden sind. Indem man seine Meinung äußert, drückt man die Bewertung im weiteren Sinne aus. Die Bewertung kann direkt oder indirekt sein, in beiden Fällen geht es jedoch um die Modalität der Aussage.

Fazit zum 1. Kapitel

Es ist in der Sprachwissenschaft umstritten, was unter dem Begriff der Modalität verstanden werden müsste, aber es gibt einen Konsens darüber, dass er etwas Zusätzliches zu einer Proposition ausdrückt. Durch modale Mittel wird formuliert, inwieweit die Proposition der Wirklichkeit entspricht, oder welcher Meinung der Autor hinsichtlich der Proposition ist. Folglich werden zwei Arten der Modalität unterschieden: *objektive (deontische)* und *subjektive (epistemische)* Modalität. Darüber hinaus finden sich jedoch andere Bezeichnungen, die synonym gebraucht werden können. Außerdem könnte man von einigen Unterarten der Modalität (z.B.: zirkumstantielle, buletische, intentionale u.a.) sprechen, diese Unterarten sind jedoch für die vorliegende Arbeit von keiner großen Bedeutung, da sie vor allem die Modalverben betreffen.

Die Modalität kann durch verschiedene Mittel ausgedrückt werden, darunter durch *die Modalverben und Modalitätsverben, die Verbmodi, Modalpartikeln und Modalwörter, die Konstruktionen mit sein, haben oder bleiben und modal-einschätzende Satzstrukturen (z. B. ich meine/ es ist möglich)*. Eines der wichtigsten Ausdrucksmittel sind *die Verbmodi*, vor allem die Konjunktivformen.

Der Konjunktiv ist sowohl formen- als auch bedeutungsreich. Man unterscheidet den *präsentischen* und *präteritalen* Konjunktiv, beide Konjunktive können dabei dieselbe Funktion erfüllen. Man unterscheidet folgende Bedeutungen oder Funktionen des Konjunktivs in wissenschaftlichen Artikeln:

- den Potentialis
- den Irrealis
- den Optativ
- den Adhortativ
- den Konjunktiv der indirekten Rede
- den Höflichkeitskonjunktiv
- den Konjunktiv der vorsichtigen Formulierung (Scharnier- Konjunktiv)

Die unternommene Analyse ist auf den Gebrauch der Konjunktivformen in sprachwissenschaftlichen Artikeln gerichtet.

Der Wissenschaftsstil ist objektiv, anonym, unpersönlich und eindeutig, während modale Ausdrücke Subjektivität, Potentialität, die Einstellung des Autors, Ambiguität in die verbale Formulierung von wissenschaftlichen Inhalten mitbringen. Trotz des scheinbaren Widerspruchs sind modale Ausdrücke in einem wissenschaftlichen Text möglich und sie werden sogar ganz bewusst eingesetzt. Ein wissenschaftlicher Text soll nicht nur Fakten darstellen, sondern auch sie in Frage stellen, d.h. verifizieren – bestätigen oder widerlegen. Der Verfasser übt zahlreiche wissenschaftliche Handlungen aus, einige davon sind *neutral* (z.B. darstellen, feststellen, mitteilen, erklären), andere sind im Gegenteil *modalisiert* (z.B. vermuten, Anweisungen geben, zitieren). Die Handlungen der zweiten Gruppe können mithilfe verschiedener modaler Mittel realisiert werden, für diese Arbeit sind aber die nur mit Konjunktiv gebildeten Äußerungen von Bedeutung, die jedoch auch andere modale Mittel enthalten können.

II Leistung der konjunktivischen Formen in linguistischen Artikeln

2.1 Analyseverfahren

Vor der eigentlichen Analyse wäre eine kurze Darstellung der Methoden der Analyse nötig. Das Korpus besteht, wie gesagt, aus 30 linguistischen Artikeln aus vier Zeitschriften. Jedes Beispiel, das in der Arbeit illustriert wird, wird mit der Nummer des Artikels markiert, die ganze Liste der Artikel kann man in der Quellenübersicht finden.

Während der Forschung wurden folgende Methoden der Analyse verwendet: *die Beschreibung*, die *funktional-stilistische Analyse* die *qualitative* oder die *statistische Methode* und die *kontextuell-semantische Analyse*. *Die Beschreibung* wurde sowohl im ersten (theoretischen) Kapitel bei der Beschreibung verschiedener Klassifikationen und Begriffe als auch im zweiten (praktischen) Kapitel bei der Beschreibung der jeweiligen Funktion des Konjunktivs und ihrer Einsatz verwendet. *Die funktional-stilistische Analyse* ist für diese Arbeit deswegen wichtig, weil im Zentrum der Untersuchung die linguistische Wissenschaftssprache anhand von bestimmter Textsorte, und zwar anhand der wissenschaftlichen Artikel steht. Der Gebrauch des Konjunktivs ist durch die Besonderheiten der wissenschaftlichen Sprache bedingt, folglich sollte man die mit dem Konjunktiv gebildeten Äußerungen mit Bezug auf die Merkmale des wissenschaftlichen Stils und auf die typischen wissenschaftlichen Handlungen analysieren. *Die quantitative Analyse* wird hauptsächlich am Ende der Arbeit durchgeführt, nachdem alle Funktionen des Konjunktivs dargestellt sind, aber auch am Ende jedes Paragraphen wird gezeigt, welche Konjunktivformen eingesetzt werden, um jeweilige Funktion des Konjunktiv zu erfüllen. Die Ergebnisse werden in einem Diagramm vorgestellt. Letztlich spielt *die kontextuell-semantische Analyse* für die vorliegende Arbeit eine besonders wichtige Rolle, weil bei der Analyse der Beispiele der Kontext notwendig ist. Es ist nicht immer möglich, die Funktion des Konjunktivs zu bestimmen, wenn nur ein Satz analysiert wird. Hier kann man auch von Ballungen des Konjunktivs sprechen, wenn ein großer

Ausschnitt mehrere Konjunktivformen enthält, die gleichen oder verschiedenen Zweck haben.

Das praktische Kapitel wird nach Funktionen des Konjunktivs strukturiert. Jede Funktion (außer denen, die besonders selten vorkommen) wird speziell beschrieben und analysiert. Es werden verwendete Zeitformen und die Häufigkeit der Formen von Konjunktiv I und II bestimmt. Die meisten Äußerungen werden im Kontext dargestellt. Man soll bestimmen, warum solche Formen in einem wissenschaftlichen Text vorkommen, zu welchem Zweck sie verwendet werden, welche Intention der Verfasser hatte, indem er Konjunktiv einsetzte. Eine der Aufgaben ist auch, das Zusammenwirken anderer modalen Elemente mit dem Konjunktiv zu erforschen.

In der vorliegenden Arbeit werden folgende in wissenschaftlichen Artikeln ausgeführte Funktionen des Konjunktivs analysiert:

- der Potentialis/ die Annahme
- der Ausdruck der indirekten Rede
- die Aufforderung/ Anweisung
- der Irrealis
- der Optativ (höflicher Wunsch)
- die vorsichtige Formulierung
- die Alternative
- die Voraussetzung
- die Bedingung

2.2 Rolle und Ausdrucksweise des Potentialis/der Annahme in linguistischen Artikeln

Eine der Funktionen des Konjunktivs ist *der Ausdruck der Möglichkeit*. In einem wissenschaftlichen Text werden nicht nur Äußerungen ausgedrückt, die der Verfasser für wahr oder falsch hält, sondern auch die Äußerungen, an deren Richtigkeit er zweifelt. Die Funktion des Potentialis kann in konkreten Prägungen vorkommen.

(1) Auch wenn bei innovativen literarischen Metaphern mehrere Konzepte gleichzeitig aktiviert werden können, müssen diese vom Leser erst wahrgenommen werden, was von ihm auch eine kreative Leistung erfordert, sonst **wäre** das literarische Verstehen per se nicht **möglich**. (29, S. 136)

Das Beispiel (1) stammt aus dem Artikel über die Metaphern im DaF-Unterricht. Der Autor fasst seine Anregungen für die Arbeit mit literarischen Texten zusammen, erklärt, wie die Arbeit damit aus seiner Sicht am erfolgreichsten wäre. Der zu analysierende Äußerung enthält mehrere Modalitätsmittel: die Modalverben *können* und *müssen*, das Modalwort *möglich* und auch den Konjunktiv. Diese Häufung der Modalitätsmittel zeugt davon, dass es sich hier nicht um die reale Welt handelt, sondern um etwas Mögliches, der Gebrauch des Konjunktivs unterstreicht das noch stärker. Der Autor erklärt, dass die gleichzeitige Wahrnehmung mehrerer Konzepte zwar eine kreative Leistung erfordert, aber ohne diese Leistung ist es nicht möglich, den Sinn des Satzes (der Metapher) zu verstehen. Demzufolge spricht er über die *möglichen Folgen*, wenn seine Anregung nicht berücksichtigt wird. Die mögliche Folge wird in diesem Fall durch den *Präteritum Konjunktiv* ausgedrückt. Bei dem Ausdruck der Möglichkeit ist diese Zeitform die häufigste.

Das Modalverb *können* tritt in wissenschaftlichen Texten besonders oft auf, sowohl im Indikativ als auch im Konjunktiv. In beiden Fällen wird die Möglichkeit ausgedrückt.

(2) Die generische Funktion betrifft sowohl den bestimmten als auch den unbestimmten und den Nullartikel, z.B.:

(1) Der Hund ist treu. vs. (1a) Der Hund ist verletzt.

(2) Ein Hund ist ein Säugetier. vs. (2a) Ein Hund ist blau.

(3) Hunde sind Säugetiere. vs. (3a) Hunde sind blau/ verletzt.

In (1), (2) und (3) ist *Hund/ Hunde* als Gattungsbezeichnung gemeint. Die generische Lesart ergibt sich aus dem Kontext. (In (1) **könnte** der Referent von *Hund* in einem bestimmten Kontext aber auch als ein Einzelexemplar **verstanden werden**.) In (2) und (3) wird auf die Gattungsbezeichnung durch die Bestimmung des Hundes als Säugetier verwiesen. (27, S. 29)

In diesem Beitrag handelt es sich um die generische Verwendung des bestimmten Artikels im Deutschen. Der Autor vergleicht sechs Beispiele und erläutert, wie sie verstanden werden können, weil sie nicht immer eindeutig sind. Er nennt also *mögliche Varianten der Interpretation* einer Äußerung, indem er den Satz im Konjunktiv formuliert. Das verwendete Modalverb *können* bedeutet im Indikativ auch *eine Möglichkeit*, der Konjunktiv intensiviert jedoch diese Bedeutung, dabei gibt es auch einen Hinweis auf die Bedingung entsprechender Interpretation: *in einem bestimmten Kontext*. Das Prädikat steht im *Präteritum Konjunktiv Passiv*, so könnte man feststellen, dass die Möglichkeit auch im Passiv ausgedrückt werden kann, das in wissenschaftlichen Texten sehr häufig vorkommt.

Das Modalverb *müssen* wird auch beim Ausdruck des Potentialis verwendet. Auch die Form des Konditional I findet hier ihren Platz. Der folgende Ausschnitt zeigt, dass in einem wissenschaftlichen Text auch *Konjunktivballungen* vorkommen können.

(3) Der fünfte Block der Befragung beschäftigt sich mit den Motivationen und Gründen, die zur Verwendung eines Fachwörterbuchs und insbesondere eines zur Tourismusfachsprache **führen könnten (Präteritum Konjunktiv)**. Die Ergebnisse der Untersuchung deuten darauf hin, dass die Testpersonen ein solches Wörterbuch zur Rate **ziehen würden (Konditional I)**, wenn sie einen Fachterminus in der Fremdsprache verstehen möchten und **Zweifel** über seine

Verwendung **hätten** (60%) (**Präteritum Konjunktiv**) oder wenn sie nach der Übersetzung in die italienische Sprache **suchen würden** (40%) (**Konditional I**). Sie **würden** es auch **benutzen** (**Konditional I**), wenn sie einen Text in der Fremdsprache **produzieren müssten** (46%) (**Präteritum Konjunktiv**) oder um Informationen zum Eintrag zu finden (Grammatik, Verwendung etc.). Eine kleine Gruppe **würde** hingegen das Wörterbuch **verwenden** (**Konditional I**), um ein Problem in der Kommunikation zu lösen.

Wie man aus den Daten entnehmen kann, **müsste** ein Fachwörterbuch zur Tourismusfachsprache sowohl aktive, bzw. produktive, als auch passive, bzw. rezeptive, Funktionen **haben** (**Präteritum Konjunktiv**). (23, S. 25)

Der Artikel, aus dem die oben angeführte Äußerungssequenz (3) stammt, repräsentiert Ergebnisse einer Umfrage zum Thema *Wörterbuchbenutzung*. Die Sequenz selbst stellt den Anfang eines Unterkapitels „Funktion und Bedürfnisse des fachsprachlichen Wörterbuchs“ dar. In diesem Abschnitt kommen viele mit dem Konjunktiv gebildete Prädikationen (Ballungen des Konjunktivs) vor, weil dieser Abschnitt nicht über die tatsächlichen Gründe der Verwendung eines Wörterbuches berichtet, sondern lediglich über *die möglichen Gründe*. Die Personen, die befragt wurden, sagen nicht, dass sie ein Fachwörterbuch irgendwann benutzt haben, sie überlegen nur, in welchem Fall sie ein Wörterbuch *brauchen würden*. Die Situationen, die im Abschnitt beschrieben werden, sind nicht wirklich, sondern nur gedacht. In allen Äußerungen werden entweder Modalverben oder die *würde*-Konstruktion verwendet. Laut *Schade* (2009) gibt es einen Unterschied zwischen dem Konjunktiv II und der *würde*-Konstruktion: wenn der Autor den Konjunktiv II benutzt, dann betont er das Nichtwirkliche viel stärker, und mit der *würde*-Konstruktion vergegenwärtigt man sich etwas ganz deutlich. So führt die *würde*-Konstruktion stärker das Gedachte vor Augen. Der letzte Satz aus dem Abschnitt fasst alle genannten Verwendungsgründe zusammen. Der Autor formuliert die Funktion der Fachwörterbücher, dabei verwendet er das Modalverb *müssen*, das bei den *Vermutungen* eine hohe Wahrscheinlichkeit

ausdrückt. In dieser Äußerung vermeidet der Autor eine kategorische Aussage, so könnte man auch hier von der sprachlichen Hecke sprechen, außerdem betont er, dass solche Formulierung der Funktion auf Grund der Befragung entstanden ist (*Wie man aus den Daten entnehmen kann*).

Einen anderen Fall bilden die Äußerungen mit dem Verb *sich lassen*, das auch zu den Modalverben gezählt wird.

(4) Auch wenn es aufgrund der Lexemrekurrenz nicht schwierig erscheint, das Wortbildungsnetz im Text zu erkennen, kann dieses Erkennen bereits ein Teil von rezeptiver Wortbildungskompetenz sein, der auch geübt werden muss. Stammvokalveränderungen (*zieh-, zog, Zug*), Umlautung (*lauf-, läuf-*) und die Tilgung unbetonter Vokale (*Hochaltrige*) können Lernenden durchaus die Lexem-Zuordnung erschweren.

Das Wortbildungsnetz **ließe sich** im nächsten Schritt um den Wortschatz aus dem Text **ergänzen**, der auf der Basis von Sem-Rekurrenzen und anderen Wortschatzbeziehungen zugeordnet werden kann. *Altersvorsorge* und *Altersversorgung* stehen im Text beispielsweise in einer Isotopiekette ‚finanziell/materiell‘ mit *Rente*, *materielle Zukunft* und *Grundversorgung*. (30, S. 156f.)

Das Verb *sich lassen* könnte in diesem Kontext (4) auch im Indikativ stehen, auch in solchem Fall würde es die Möglichkeit bedeuten (synonym zum Verb können). In der Äußerung, in welcher das Prädikat im *Präteritum Konjunktiv* steht, wird auch *die Möglichkeit* im allgemeinen Sinne ausgedrückt. Der Konjunktiv wird wahrscheinlich deshalb verwendet, um zu zeigen, dass auch andere Wege der Analyse existieren und der Autor stellt einen möglichen Weg dar. Außerdem ist für einen wissenschaftlichen Text typisch, dass der Verfasser seine Äußerungen weniger kategorisch, einigermaßen mit der Vorsichtigkeit gestaltet.

Nicht immer werden beim Ausdruck der Möglichkeit Modalverben oder Kopulaverben verwendet.

(5) Die Ersetzung des Nullartikels durch den unbestimmten kommt im Plural überhaupt nicht in Frage. Im Singular **bekäme** der Referent von *Wein* in (4)

die Lesart einer Einzelzahl (... ist *ein Wein immer ein Essensbegleiter*), in (6) besteht wegen des vorangestellten Adverbs keine Möglichkeit, einen unbestimmten oder bestimmten Artikel zu setzen. (27, S. 29)

Das Beispiel (5) stammt aus dem Artikel, der bereits behandelt wurde. Der Autor analysiert den Gebrauch des Artikels in verschiedenen Äußerungen und spricht davon, wie diese Äußerungen interpretiert werden und wie der Leser sie interpretieren würde, wenn man eine andere Art des Artikels gebrauchen würde. So wird in unserem Fall der Satz ‚Für uns Franzosen ist Wein immer ein Essensbegleiter‘ analysiert. Der Autor erklärt, welche Bedeutung hierbei der Nullartikel hat und vergleicht mit dem Gebrauch des unbestimmten Artikels. Da im Beispielsatz lediglich eine Variante zu sehen ist, nämlich mit dem Nullartikel, ist die zweite Variante (mit dem unbestimmten Artikel) nur potentiell möglich, also vom Autor gedacht. Um *mögliche Wege der Interpretation* anzudeuten, verwendet der Autor *Präteritum Konjunktiv*.

In oben angeführten Beispielen stehen die Prädikate im Präteritum Konjunktiv und in Form des Konditionalis I, die Möglichkeit kann jedoch auch mit Hilfe einer anderer Zeitform ausgedrückt werden.

(6) In (24) geschieht mit dem ersten Satz eine zeitliche Festlegung außerhalb des Fotos im Sinne von ‚Als dieses Foto aufgenommen wurde‘; es geschieht auch eine räumliche Festlegung außerhalb des Fotos: *Hier* referiert nicht auf das Foto als Bildfläche, sondern es geht um ein Hier außerhalb des Fotos. Aus dem letztgenannten Grund ist es nicht möglich *zwei Jahre alt* wegzulassen, denn der Satz **würde** dann als ‚Hier befand sich Fritz‘ **aufgefasst werden** und der Hörer **würde sich fragen**: Wo? Der erste Satz passt auch gut als Einleitung einer Erzählung, die durch den zweiten präteritalen Satz fortgesetzt wird. Im Falle von (24) haben wir es somit überhaupt nicht mit einer Bildbeschreibung zu tun. Es geht stattdessen ums Erzählen und man erwartet eigentlich weitere Sätze im Präteritum als Fortsetzung der begonnenen Erzählung. (1, S. 12)

Das Beispiel (6) ist aus dem Artikel zum Thema ‚*Das Präsens als Tempus konkreter und imaginärer Bildbeschreibung*‘ entnommen, der Autor vergleicht

zwei Bildbeschreibungen: zuerst sind die Beschreibungen im Präsens und danach im Präteritum formuliert. Die Analyse, die man in (6) sehen kann, betrifft die Bildbeschreibung in zwei Sätzen: *Hier war Fritz zwei Jahre alt. Er saß neben seiner Schwester Emelie.* Der Autor versucht diese Beschreibung zu verändern, zeigt, welche Bedeutung der Satz erhält, wenn man *zwei Jahre alt* weglässt. So drückt er *die mögliche Interpretation* unter bestimmten Bedingungen aus, indem er den Satz im *Futur I Konjunktiv (II) Passiv* formuliert. Diese Form ist für einen wissenschaftlichen Text nicht sehr typisch und außerhalb des Wissenschaftsstils auch nicht besonders gebräuchlich. Im dargestellten Kontext werden zwei mit Konjunktiv gebildeten Prädikationen in synonymischen Formen verwendet (*Futur I Konjunktiv (II) Passiv, Konditional I*). Nur das Vorhandensein oder das Fehlen des Handlungssubjektes unterscheidet diese Prädikationen voneinander. Im ersten Fall ist die Perspektive auf den Prozess der Auffassung gerichtet, deswegen wurde die Äußerung im Passiv gebildet. Dasselbe gilt auch für das Beispiel (7).

(7) Der Übergang zum Präsens wiederum ist wahrscheinlich durch zweierlei bedingt: Zum einen geht es darum, eine Inhaltsbeschreibung zu kennzeichnen, zum anderen darum, dem Leser deutlich zu machen, dass es sich um etwas Geäußertes (in diesem Fall eher etwas Geschriebenes) handelt. Mit dem Präteritum anstelle des Präsens **würde** das, was nach dem Doppelpunkt folgt, eventuell anfangs als erlebte Rede **interpretiert werden (Futur I Konjunktiv (II) Passiv)**; zumindest **ginge** nicht klar **hervor (Präteritum Konjunktiv)**, wo die Grenze zum Geäußerten verläuft. Das eingesetzte redeeinleitende Verb *skrev* legt zwar fest, dass die Theorie Teil dessen ist, was Humboldt Kant im Brief mitteilt. Mit dem Präteritum als Tempus **müsste** der Leser aber länger auf ein solches Signal **warten (Präteritum Konjunktiv)**. (2, S. 35)

Die Bedeutungsschattierungen der Funktion des Potentialis können in verschiedenen Kontexten vielfältig sein. Besonders charakteristisch für einen wissenschaftlichen Text ist das Vorhandensein *der Vermutungen, Annahmen oder Hypothesen* des Autors. Die Vermutung kann auch ohne Konjunktiv geäußert

werden, z.B. vor allem durch das Verb *können*, das im Konjunktiv wie in (8) stärker die Potentialität ausdrückt.

(8) Wenn also neben dem Verbmodus in allen hV-Mustern ein zweiter Potentialitätsmarker verwendet wird und sich aus diesem Grund die V1-Stellung gegenüber der VE-Stellung in hypothetischen Vergleichssätzen durchsetzt, **könnte** das auf eine Schwächung des Konjunktivs **hindeuten (Präteritum Konjunktiv)**, dessen Verwendung allein nicht mehr ausreicht, um das hypothetische Bedeutungsmoment zu transportieren. (12, S. 34)

(9) Kopulakonstruktionen **dürften** für die Diskussion der Progressivierbarkeit von *states* besonders **ergiebig sein**, weil sie eine einfache Struktur haben. So *kann* in diesen Fällen die Progressivierbarkeit *vermutlich* primär auf die Semantik des Subjekts bzw. des Prädikativs zurückgeführt werden. (4, S. 72)

Im Beleg (9) ist *die Vermutung des Autors* zweimal ausgedrückt: im ersten Fall mit dem Konjunktiv (*Präteritum Konjunktiv*) des Verbs *dürfen* und im zweiten Fall mit dem Modalverb *können* und Modalwort *vermutlich*. Es wurde bereits gezeigt, dass die Annahme vor allem mit den Modalverben *können* und *müssen* ausgedrückt werden kann, aber auch das Modalverb *dürfen* kann solche Bedeutung aufweisen. Wenn man vom Gebrauch der Modalverben in solcher Funktion spricht, so spricht man vom Grad der Sicherheit, wo das Verb *müssen* einer *sicheren Vermutung* (sehr wahrscheinlich) entspricht und die Verben *dürfen* und *können* die Äußerungen auszeichnen, die *wahrscheinlich* oder *vielleicht* der Wirklichkeit entsprechen.

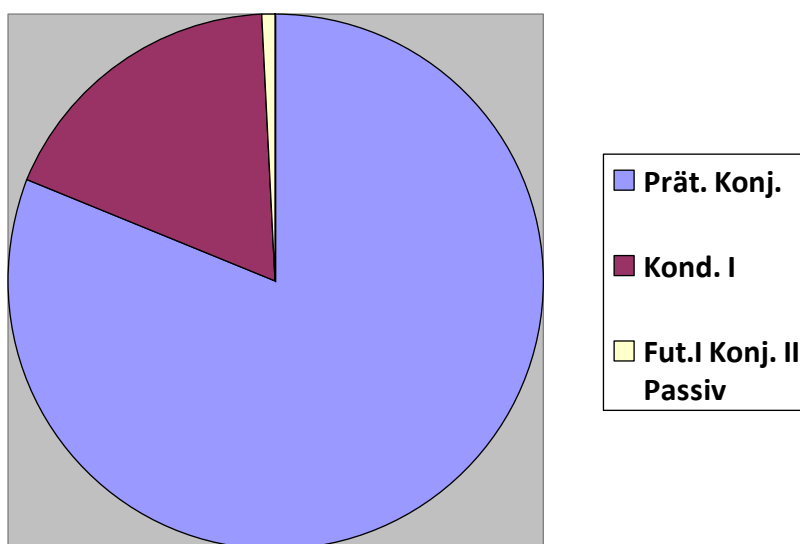
Eine starke Vermutung wird auch durch das Verb *sollen* im Konjunktiv ausgedrückt.

(10) Wenn hypothetische Vergleichssätze keinen Satzgliedstatus haben, **sollte** das Einfügen von Korrelaten wie *auf eine Weise* oder *so* im Bezugssatz **ausgeschlossen sein (Präteritum Konjunktiv)**, da hypothetische Vergleichssätze in diesem Fall nicht pronominalisierbar **sein sollten (Präteritum Konjunktiv)**, wie die möglichen Alternationen in (19a) auch bestätigen. (12, S. 111)

Die zu analysierende Äußerung (10) hat die Form eines Konditionalsatzes. Der Autor führt eine Bedingung an und formuliert seine *Hypothese*, was unter dieser Bedingung geschehen kann. Das Verb *sollen* drückt, wie bereits gesagt wurde, eine starke Vermutung aus. Dass der Autor in seiner Hypothese ziemlich sicher ist, kann der Nebensatz (*wie die möglichen Alternationen in (19a) auch bestätigen*) begründen.

Wie man an den angeführten Beispielen sehen kann, ist die Funktion des Potentialis/ der Annahme nicht so eindeutig. In linguistischen Fachtexten sind einige wissenschaftliche Handlungen auffallend: *die Hypothesenbildung, die Äußerung einer Vermutung oder einer Annahme verschiedenen Grades, der Ausdruck der Möglichkeit (mögliche Folgen, mögliche Gründen, mögliche Interpretation usw.)*.

In den untersuchten Artikeln wurde die Funktion des Potentialis ausschließlich durch den Konjunktiv II ausgedrückt, wenn man den Konditional I auch zum präteritalen Konjunktiv zuzählt. Dabei wurden lediglich folgende Zeitformen verwendet: Präteritum Konjunktiv (ca. 80,9 %), Konditional I (ca. 18,1 %), und Futur I Konjunktiv (II) Passiv (ca. 0,8 %).



2.3 Rolle und Ausdrucksweise der indirekten Rede in linguistischen Artikeln

Eines der Textualitätskriterien nach de *Beaugrande/ Dressler* (1981), das jeder Text erfüllt, ist *die Intertextualität*. Durch die Intertextualität wird die Verbindung eines Textes mit anderen Texten gezeigt. Sie ist zweiseitig: einerseits geht es um die *texttypologische Intertextualität*, andererseits geht es um die *referentielle Intertextualität* – um bestimmte sprachliche Mittel, mithilfe derer auf einen anderen Text Bezug genommen wird. Die Herstellung der Text-Text-Bezüge gehört zu den Basiskompetenzen des wissenschaftlichen Schreibens. Die Intertextualität zeigt sich unter anderem durch das Zitieren und die indirekte Rede. Der Autor befasst sich mit verschiedenen Stellungnahmen hinsichtlich eines Problems, das für seine Arbeit aktuell ist, und äußert seine Meinung dazu. Nicht alle Äußerungen, die in der Arbeit zitiert oder durch die indirekte Rede dargestellt werden, entsprechen der Position des Autors.

Die indirekte Rede wird durch den Konjunktiv ausgedrückt. Vorwiegend wird der Konjunktiv I bei der indirekten Rede eingesetzt. Nicht in allen untersuchten Artikeln wurden die Äußerungen mit der indirekten Rede gefunden, die meisten Beispiele stammen hauptsächlich aus zwei Artikeln, die durch ihren Inhalt den Gebrauch der indirekten Rede bedingen. Es handelt sich um zwei Artikel aus der Zeitschrift „Linguistische Berichte“: „What is said. Ein kritischer Vergleich der Konzepte von Bach und Recanati“ von *Gregor Walczack* und „Semantische Kämpfe um Wissenschaftlichkeit und Ideologie: Gender Studies, ihre Gegner/innen und die Konsequenzen für den Sprachgebrauch und das Sprachsystem“ von *Lars Bülow & Matthias Herz*. Man kann bereits aus den Titeln der Artikel erkennen, dass die Wissenschaftler über die Stellungnahmen anderer Autoren ganz oft sprechen werden.

(11) Mit dieser Ausarbeitung wird nun ein Beitrag geliefert, der einerseits einen Vergleich der gegensätzlichen Konzepte des Gesagten beinhaltet, andererseits neue Impulse für die weitere Diskussion geben soll. Ein Fokus liegt dabei auf der Feststellung, dass das, was ein Sprecher meint, in der Regel über die

Satzbedeutung hinausgeht (selbst nach Festlegung der Referenzen Disambiguierung) (Bach 2005: 15f.). Ein Beispiel zur Veranschaulichung: Angenommen, jemand wird gefragt, ob er **Hunger habe**, und er antwortet mit einer Äußerung des folgenden Satzes:

(1) Ich habe gefrühstückt. (16, S. 6)

Das Beispiel (11) stammt aus dem Anfang des Artikels, der einen Vergleich der Konzepte von Bach und Recanati beinhaltet. Der Satz, der eine Konjunktivform (*Konjunktiv Präsens*) enthält, dient der Veranschaulichung der Behauptung des Autors. Der Autor zitiert keinen anderen Wissenschaftler, sondern er stellt sich eine Situation und einen imaginären Dialog vor, die häufig im alltäglichen Leben vorkommen. Also *illustriert er ein fiktives Gespräch*, das von niemandem tatsächlich geführt wird, und dieses Gespräch braucht der Autor für die anschauliche Analyse. Dasselbe gilt auch für eine Prädikation aus dem Beispiel (12), wo die Struktur des Satzes ähnlich ist.

(12) Recanati geht folglich davon aus, dass das Gesagte intuitiv zugänglich sein muss. Er begründet dies damit, dass es zwei Arten von Fällen gibt, in denen das Gesagte dem Sprecher bewusst ist. Angenommen, jemand wird gefragt, wie viele **Kinder er habe (Präsens Konjunktiv)**, und er antwortet mit einer Äußerung des folgenden Satzes:

(12) Ich habe drei Kinder.

Normalerweise drückt dieser Satz die Proposition aus, dass der Sprecher von (12) mindestens drei Kinder hat. Gleichzeitig impliziert der Sprecher mit einer Äußerung dieses Satzes, dass er nicht mehr als drei Kinder hat. Dies geschieht mithilfe einer generalisierten konversationalen Implikatur. Der Sprecher meint in diesem Fall also die Proposition, dass er genau drei Kinder hat. Recanati sagt, dass es sich dabei um die *einzigste* Proposition **handele (Präsens Konjunktiv)**, derer sich der Sprecher **bewusst sei (Präsens Konjunktiv)**. Der minimalen Proposition, dass er mindestens drei **Kinder habe (Präsens Konjunktiv)**, **sei** er sich hingegen nicht **bewusst (Präsens Konjunktiv)** (Recanati 2004b: 45f.). (16, S. 16)

In der zweiten und dritten Prädikation aus dem Beispiel (12) ist schon ein Verweis auf einen anderen Wissenschaftler, nämlich auf Recanati, zu sehen. Da der Autor sich mit dem Vergleich der Konzepte von zwei Wissenschaftlern beschäftigt, soll er ganz genau zeigen, wessen Meinung er im jeweiligen Satz illustriert. So distanziert sich der Autor von zwei verschiedenen Meinungen, um objektiv zu bleiben. Bei der indirekten Rede kann man häufig andere sprachliche Mittel sehen, die auch bestätigen, dass es nicht die Meinung des Autors ist. In diesem Fall ist das der Hauptsatz *Recanati sagt* und auch die Literaturangabe in Klammern (*Recanati 2004b: 45f.*).

Wie bereits gesagt wurde, wird die indirekte Rede vor allem durch den präsentischen Konjunktiv ausgedrückt. In den analysierten Artikeln wurden nur zwei Zeitformen des Konjunktivs aus der präsentischen Gruppe verwendet: der Präsens und der Perfekt. Die meisten Prädikationen wurden im Präsens Konjunktiv gebildet, weil im Wissenschaftsstil diese Zeitform dominiert.

(13) Die Genderlinguistik hat allerdings den Anspruch, sämtliche Geschlechterkonstruktionen zu untersuchen. Dabei bezieht sich die Genderlinguistik – im Gegensatz zur Feministischen Linguistik – „immer schon auf spezifische Theorien von Gender“ (Spieß, Günthner & Hüpper 2012: 2), die eben wissenschaftlich umstritten und selbst wieder politisch motiviert sind, da die Genderforschung Geschlecht immer als „social, political and ideological category“ (Mills & Mullany 2011: 2) versteht. Der Didaktiker und Gender-Befürworter Martin Lücke gesteht in einem Interview mit *Die Zeit* ein, dass die Auffassung, dass Geschlecht nur sozial **konstruiert sei** „auch wirklich eine Glaubensfrage“ (Lücke in: Jessen 2014) ist. (15, S. 473)

Das Beispiel (13) enthält mehrere Verweise auf andere Linguisten, die die Zitate von ihnen darstellen. Der letzte Satz aus dem Abschnitt hat sowohl ein Zitat als auch die indirekte Rede. In diesem Satz gibt es einen Hinweis darauf, von wem die Äußerung ausgesprochen wurde, aber der Autor der Äußerung, die im *Präsens Konjunktiv* gebildet ist, wird nicht genannt. Martin Lücke spricht über eine

Auffassung, die offensichtlich nicht von ihm stammt und sagt seine Meinung dazu aus.

Bei der indirekten Rede kann es auch um *Ballungen der Konjunktivformen* gehen.

(14) Anhand eines Beispiels werden die Differenzen zwischen Bach und Recanati besonders deutlich. Angenommen, jemand äußert den Satz in (17a):

(17) a. Jeder war schon mal in Osnabrück.

b. Jeder in meiner Klasse war schon mal in Osnabrück.

Recanati **würde argumentieren (Konditional I)**, dass das Gesagte nicht die absurde Proposition ausdrückt, dass jeder im Universum schon einmal in Osnabrück war. Vielmehr **finde** auf der subpersonalen Ebene ein Prozess der freien Sinnanreicherung [free enrichment] **statt (Präsens Konjunktiv)**, durch den das pragmatische Gesagte letztendlich **identifiziert werde (Präsens Konjunktiv Passiv)**. Sprecher und Hörer **seien sich** folglich allein der angereicherten Proposition **bewusst (Präsens Konjunktiv)**, die beispielsweise wie in (17b) **lauten könnte (Präteritum Konjunktiv)**. Diese angereicherte Proposition entspricht bei Recanati dem Gesagten.

Bach **würde** anders **argumentieren (Konditional I)**. Satz (17a) **drücke** die minimale Proposition **aus (Präsens Konjunktiv)**, dass jeder im Universum schon einmal in Osnabrück war. Minimal ist dabei so zu verstehen, dass die minimale Proposition (verglichen mit dem, was der Sprecher meint) der Satzbedeutung wesentlich näher steht (Bach 1994a: 268). Der Sprecher gebraucht gemäß Bach den gesamten Satz (17a) nicht-wörtlich, so dass der Hörer unter der Annahme, der Sprecher **verhalte sich (Präsens Konjunktiv)** kooperativ und den Konversationsmaximen entsprechend, **folgern könne (Präsens Konjunktiv)**, dass die minimale Proposition nicht relevant ist. Er **komme (Präsens Konjunktiv)** zu dem Schluss, die implizite Qualifizierung *in meiner Klasse* in die Äußerung des Satzes hineinzulesen. Es **finde** also ein Prozess der Sinnanreicherung [expansion] **statt (Präsens Konjunktiv)**, der vom Gesagten (17a) hin zu der Implikatur (17b) **führe (Präsens Konjunktiv)**. Der wesentliche Unterschied zwischen den

Konzepten liegt damit in der Idee der minimalen Proposition, die Recanati ablehnt, da sie seiner Meinung nach eine kontraintuitive Identifikation des Gesagten mit sich **bringe (Präsens Konjunktiv)**. Selbst der Sprecher **würde** diese Proposition nicht als das Gesagte **ansehen (Konditional I)**, da sie oftmals geradezu **absurd sei (Präsens Konjunktiv)** (Recanati 1989: 314). [...]

Die Kritik richtet sich demnach vor allem gegen die Irrelevanz der minimalen Proposition im Verstehensprozess. Recanati begründet dies damit, dass der Prozess der Sinnmodulation [modulation] lokal **stattfinde (Präsens Konjunktiv)**. Ein Sprecher **müsse** also nicht die einzelnen semantischen Werte der Konstituenten **zusammensetzen (Präsens Konjunktiv)**, um die minimale Proposition zu bestimmen. Er **bestimme (Präsens Konjunktiv)** vielmehr direkt das Gesagte (Recanati 2005: 193f.). Bach hat auf diese Kritik geantwortet und erklärt, dass die minimale Proposition durchaus **von Bedeutung sei (Präsens Konjunktiv)**. Selbst wenn der Hörer sie sich meist nicht explizit **vorstelle (Präsens Konjunktiv)** und vom Gemeinten **isoliere (Präsens Konjunktiv)**, **mache (Präsens Konjunktiv)** er dennoch die implizite Annahme, dass sie nicht vom Sprecher **gemeint sein könne (Präsens Konjunktiv)** (Bach 2001c: 25). Zudem **lasse sich** als Argument für die minimale Proposition **anführen (Präsens Konjunktiv)**, dass der Sprecher zumindest **die Möglichkeit habe (Präsens Konjunktiv)**, auf sie zurückzugreifen. **Denkbar wäre (Präteritum Konjunktiv)** dies vor allem in denjenigen Fällen, in denen Kommunikation fehlschlägt. Darüber hinaus **müsse berücksichtigt werden (Präsens Konjunktiv Passiv)**, dass die minimale Proposition in bestimmten Kontexten durchaus gemeint sein kann (Bach 1994a: 278). Ein anschauliches Beispiel liefert Bach mit der Frage:

(18) Hast du schon Kaviar gegessen?

Der Sprecher **könnte** damit natürlich **fragen (Präteritum Konjunktiv)**, ob der Hörer heute schon Kaviar **gegessen habe (Perfekt Konjunktiv)**. Weitaus wahrscheinlicher ist jedoch, dass er fragt, ob der Hörer jemals Kaviar **gegessen habe (Perfekt Konjunktiv)** (Bach 1987: 80). (16, S. 24f.)

Der Abschnitt (14) enthält 30 Prädikationen, die mit dem Konjunktiv gebildet werden. Diese Sequenz stellt *ein imaginäres Streitgespräch* zwischen Bach und Recanati dar, das der Autor modelliert. Bereits am Anfang verwendet der Autor den Konjunktiv *Recanati/ Bach würde anders argumentieren*, um zu zeigen, dass er nicht selbst einen Satz analysiert, sondern er stellt sich vor, wie dieser Satz von Bach analysiert werden könnte. Seine Vorstellungen sind aus der ihm bekannten Position von Bach und Recanati entstanden. So kann man hier schließen, dass der Autor des Artikels zwar die tatsächlichen Äußerungen von Bach und Recanati als Grundlage nimmt, verwendet sie aber in Bezug auf sein Beispiel. Den Zweck solches vielfachen Gebrauchs des Konjunktivs nennt der Autor am Anfang dieses Abschnitts: *um Differenzen zwischen Bach und Recanati besonders deutlich darzustellen*. Die indirekte Rede wird hier vorwiegend durch den Präsens Konjunktiv ausgedrückt, aber es gibt hier auch die Prädikationen im Perfekt mit derselben Funktion. Die Wahl dieser Zeitform ist dadurch bedingt, dass der Autor über ein Beispiel spricht, das im Perfekt formuliert ist, und der Autor stellt sich vor, was der Sprecher mit dieser Äußerung meinen könnte. So ist es keine *Wiedergabe der Rede* eines Linguisten oder Wissenschaftler, sondern *eines potentiellen Sprechers*.

Die indirekte Rede kann nicht nur durch die Formen des präsentischen Konjunktivs zum Ausdruck gebracht werden sondern auch die präteritalen Formen des Konjunktivs können solche Funktion ausführen. Dabei werden folgende Zeitformen verwendet: Präteritum, Plusquamperfekt und Konditional I.

(15) Bach jedenfalls kritisiert diesen Ansatz Recanatis vehement. So **sei (Präsens Konjunktiv)** es nicht Aufgabe der Semantik semantische Institutionen, sondern Fakten zu berücksichtigen. Institutionen **sprächen (Präteritum Konjunktiv)** nämlich häufig auf nicht-semantische Informationen an, so dass es zwangsläufig zu Fehlurteilen **komme (Präsens Konjunktiv)** (Bach 2002: 23). Aber selbst im Kommunikationsprozess **würden** Institutionen bestenfalls eine untergeordnete Rolle **spielen (Konditional I)**, da die Hörer ihre Aufmerksamkeit in der Regel vielmehr auf das Kommunizierte richteten als auf den semantischen

Inhalt von Sätzen. Folglich lehnt Bach es ab, Institutionen eine allzu große Bedeutung in einem Konzept des Gesagten zuzuschreiben (Bach 2002: 24). (16, S. 20)

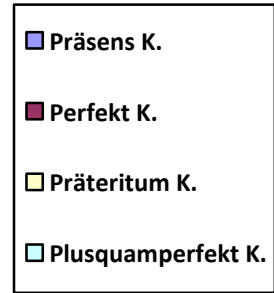
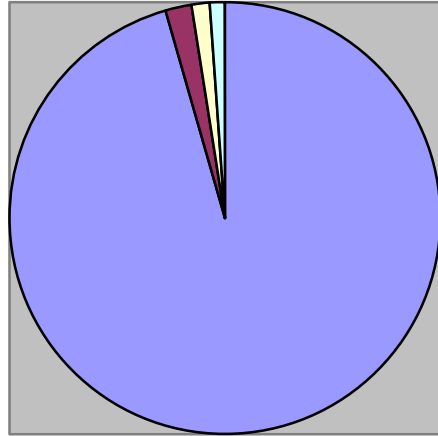
Der Autor *illustriert die Meinung* von Bach, indem er die indirekte Rede verwendet. *Präteritum Konjunktiv* wird deshalb verwendet, weil das Verb in diesem Satz im Plural steht, sonst wäre es nicht deutlich, dass es die indirekte Rede ist, wenn das Prädikat im Präsens Konjunktiv stehen würde. So würden die Formen des Indikativs und des Konjunktivs zusammenfallen. Aus demselben Grund wird im Beispiel (16) Plusquamperfekt verwendet, das in der Regel nur in irrealen Äußerungen verwendet wird.

(16) Exemplarisch hierfür ist der von Frey et al. (2013) kritisierte Beitrag von René Pfister im SPIEGEL zu nennen. Dieser behauptet, dass unter „dem Begriff ‚Gender Mainsteaming‘ [...] Politiker ein Erziehungsprogramm für Männer und Frauen **gestartet**“ (Pfister 2006: unpag.) **hätten**. (15, S. 494)

Im Originaltext wird Perfekt Konjunktiv im Plural verwendet, so ist die einzige Möglichkeit, auf die indirekte Rede hinzuweisen, bei der indirekten Rede die Prädikation ins *Plusquamperfekt* umzuformulieren.

Schlussfolgernd kann man sagen, dass die indirekte Rede bei folgenden wissenschaftlichen Handlungen eingesetzt werden kann: *der Verweis auf andere Wissenschaftler (mit oder ohne Zitat), die Illustration eines imaginären Gesprächs bei der Analyse der Beispiele, die Wiedergabe der Rede eines potentiellen Sprechers.*

Die indirekte Rede wird in untersuchten Artikeln vor allem durch den Konjunktiv I (ca. 97,4 %) ausgedrückt, der Konjunktiv II (ca. 2,4 %) kommt in dieser Funktion selten vor. Die Häufigkeit des Gebrauchs der Zeitformen sieht folgenderweise aus: *Präsens Konjunktiv – ca. 95,5 %, Perfekt Konjunktiv – 1,9 %, Präteritum und Plusquamperfekt – jeweils 1,2 %.*



2.4 Rolle und Ausdrucksweise der Aufforderung/Anweisung in linguistischen Artikeln

Die dritthäufigste Funktion, die der Konjunktiv in wissenschaftlichen Artikeln erfüllt, ist *die Funktion der Aufforderung/ Anweisung*. In einem wissenschaftlichen Artikel führt der Verfasser sozusagen ein imaginäres Gespräch mit dem Leser. Als Leser können seine Kollegen, Studenten und allgemein gesagt breite Öffentlichkeit auftreten. In einem wissenschaftlichen Text redet jedoch der Autor seinen Leser direkt nicht an: es finden sich kaum Imperative und Anreden durch Personalpronomen. Der Autor kann dennoch einige indirekte Anweisungen geben. Man unterscheidet die Aufforderungen verschiedenen Grades der Verbindlichkeit: ein Befehl, eine Anweisung, eine Instruktion, ein Rezept, eine Bitte, ein Vorschlag, ein Ratschlag, eine Empfehlung u.a. Unter Berücksichtigung der Besonderheiten des wissenschaftlichen Stils kann man sagen, dass nicht alle Arten der Aufforderung in einem wissenschaftlichen Text vorkommen würden. In den analysierten Artikeln waren folgende Arten der Aufforderung zu finden: *Anleitungen, Anweisungen, ein Vorschrift, höfliche Aufforderungen oder Empfehlungen, Ausdruck der Notwendigkeit, der eine Aufforderung impliziert*. Die angeführten Arten der Aufforderung werden sowohl durch die Formen des präsensischen als auch des präteritalen Konjunktivs ausgedrückt. Alle Zeitformen und Konstruktionen, die in analysierten Artikeln die Funktion der Aufforderung erfüllen, kann man in einer Tabelle zusammenfassen.

Konjunktiv I	Konjunktiv II
Präsens Konj. (man + Verb im Präs. Konj.)	Präteritum Konj. + Modalverb
Präsens Konj. des Verbs <i>sein</i> (es sei + Part.II)	Präteritum Konj. (haben + zu + Inf.)
Präsens Konj. des Verbs <i>sein</i> (sein + zu + Inf.)	

Am häufigsten wird die Aufforderung durch Präteritum Konjunktiv ausgedrückt. Eine besonders wichtige Rolle beim Ausdruck der Modalität im Allgemeinen und unter anderem der Aufforderung spielen die Modalverben. Für in diesem Paragraphen untersuchte Funktion sind Modalverben *sollen* und *müssen* von Bedeutung. Im Indikativ bedeutet das Verb *sollen* vor allem eine Aufforderung an das Subjekt und das Verb *müssen* drückt die Notwendigkeit aus. Im Konjunktiv werden diese Bedeutungen abgeschwächt.

(17) In der vorliegenden Arbeit wird dafür argumentiert, dass die semantische Rolle der Dativphrase in einem Beispielsatz wie (1c) ambig ist: das Kind in (1c) kann einerseits als potenzieller Rezipient des Kuchens und andererseits als diejenige Person interpretiert werden, die von der Handlung des Backens betroffen ist bzw. vom Agens an seiner Stelle den Kuchen gebacken bekommt. [...]

Es wurde außerdem dafür argumentiert, dass die in der einschlägigen Literatur oft einheitlich verwendete Terminologie für die semantischen Rollen der Dativphrase in der ditransitiven Konstruktion **differenziert werden sollte**, weil ihre Interpretation abhängig von der Involviertheit ihres Referenten im Verbalgeschehen variiert. (3, S. 50)

Im Artikel, aus dem das Beispiel (17) stammt, handelt es sich um die *Interpretation der Dativphrase in deutschen ditransitiven Konstruktionen*. In der Einleitung (im ersten Absatz in (17)) behauptet der Autor, dass einer Dativphrase verschiedene semantische Rollen zugeschrieben werden können und nicht nur die Rolle des Rezipienten, wie es von den anderen Sprachwissenschaftlern behauptet wird. Nach der Analyse der Beispiele folgt das Fazit: der Verfasser hat gezeigt, dass die semantischen Rollen verschieden interpretiert werden können, und er gibt seinen Kollegen, die sich mit diesem Thema auch befassen, *eine höfliche Anweisung (od. Empfehlung)*, indem er in seiner Äußerung *Präteritum Konjunktiv Passiv* verwendet. Der Verfasser empfiehlt verschiedene Termini für semantische Rollen der Dativphrase in der ditransitiven Konstruktion zu verwenden und

beweist in seinem Artikel die Zweckmäßigkeit solcher Differenzierung. Das Modalverb sollen im Konjunktivform trägt hierbei zur Höflichkeit und einem abgeschwächten Grad der Verbindlichkeit bei.

(18) Da sowohl Hasan (1984) als auch Starauschek (2006) Tempora und weitere nicht-nominale kohäsionsstiftende Ausdrücke bei der Messung des Kohäsionsgrads nicht erfassen können, wird ein anderer Ansatz zu seiner Berechnung notwendig. Wir argumentieren im Folgenden dafür, dass Kohäsion zumindest im Falle der Tempora auf der Basis von Kohärenz **gemessen werden sollte**. (7, S. 50)

Wie im Beispiel (17) formuliert der Verfasser in (18) seine Behauptung hinsichtlich des untersuchten Themas. Indem er seine Äußerung im *Präteritum Konjunktiv Passiv* formuliert, gibt er anderen Wissenschaftlern *die Anweisung*, wie sie die Kohäsion messen sollten. Dabei lässt sich sagen, dass solche Anweisung für diesen Artikel auch aktuell ist, so äußert der Verfasser, wie er den Kohäsionsgrad ermittelt. Die Äußerung ist im Passiv gebildet, weil der Prozess der Ermittlung im Vordergrund steht.

Das Modalverb *müssen* im Konjunktivform ist in der Bedeutung der Aufforderung weniger frequent.

(19) Die hier formulierten Thesen und offenen Fragen liefern viel Material für weitere Untersuchungen. Besonders wichtig **wäre** es (**Präteritum Konjunktiv**), diese Untersuchung auf eine breite Basis **zu stellen**, um ein repräsentativeres Ergebnis zu erzielen. Dazu **müssten** andere bzw. mehr PolitikerInnen **aufgenommen werden** (**Präteritum Konjunktiv Passiv**). Außerdem **müssten** weitere Zeitungen **hinzugenommen werden** (**Präteritum Konjunktiv Passiv**). So **könnte** man **feststellen** (**Präteritum Konjunktiv**), ob und, wenn ja, welche zeitungsspezifischen Unterschiede es in der Wahl der Namenformen gibt. Auch eine Betrachtung unterschiedlicher Textsorten und anderer Personengruppen (etwa aus dem Bereich des Sports oder der Unterhaltung) oder ein Blick auf die Wahl der Erstnennungen und Repetitionen **könnte** weiteren quantitativen Untersuchungen mehr Tiefe **verleihen** (**Präteritum Konjunktiv**).

Vor allem aber **müsste** der Blick noch stärker auf die diachrone Entwicklung **gerichtet werden (Präteritum Konjunktiv Passiv)** : Die großen Veränderungen in einem Zeitraum von nur 14 Jahren lassen erahnen, **welch** tiefgreifendem Wandel die präferierten Namenverwendungsformen in Zeitungstexten unterlegen sein mögen. (21, S. 432f.)

Das Beispiel (19) stellt die ganze Sequenz dar, die in jedem Satz Prädikate in der Konjunktivform enthält. Dieser Abschnitt ist aus dem Paragraphen *Ergebnisse und Diskussion* entnommen und bildet den letzten Absatz des Artikels. Der Autor spricht über die Möglichkeit das im Artikel untersuchte Thema weiter zu erforschen. Dabei gibt er *Ratschläge*, wie die Analyse erweitert werden könnte. Die Ratschläge werden äußerst höflich formuliert, davon zeugt der Gebrauch des Konjunktivs der vorsichtigen Formulierung (*Besonders wichtig wäre es*). Das Modalverb *müssen* wird deswegen verwendet, weil es sich in der Äußerung um allgemeine Notwendigkeit handelt, das Thema weiter zu untersuchen. Außerdem spricht der Verfasser über *mögliche Folgen* solcher Untersuchung, indem er das Modalverb *können* im Konjunktiv verwendet.

Die Konstruktionen haben/ sein + zu + Infinitiv drücken im Indikativ auch die Notwendigkeit aus. Der Konjunktiv schwächt diese Bedeutung ab.

(20) Wenn die historische Lexikographie der europäischen Sprachen eine übereinzelsprachliche Neuausrichtung nicht nur als plakative Willensbekundung, sondern auch als Arbeitsprogramm für die unmittelbare Zukunft verstehen will, steht sie somit weniger vor der Herausforderung, eine *Geschichte des Transfers* von Einzelsprache X an Einzelsprache Y zu schreiben, als eine wirklich *sprachübergreifende Verflechtungsgeschichte* des europäischen Wortschatzes ins Visier zu nehmen – um mit ‚Verflechtungsgeschichte‘ vs. ‚Transfergeschichte‘ eine begriffliche Unterscheidung aus der jüngeren Geschichtswissenschaft zu bemühen. Eine solche Wortgeschichte als Geschichte der lexikalischen Verflechtungen innerhalb des europäischen Sprach- und Kulturraums **hätte sich**, so lässt sich hier

zusammenfassend feststellen, mindestens der folgenden Aufgaben **zu stellen (Präteritum Konjunktiv)**:

– Sie **hätte** an Stelle der Fixierung auf die *étymologie origine* stärker auf die *étymologie – histoire des mots* **einzugehen (Präteritum Konjunktiv)**, um das dichte Entlehnungsgeflecht zwischen den europäischen Einzelsprachen besser sichtbar machen zu können;

– sie **sollte** einzelsprachliche Wortgeschichten von vornherein im Lichte der parallelen Wortgeschichten **betrachten (Präteritum Konjunktiv)**, um Verkürzungen und Fehldeutungen möglichst auszuschließen;

– die europäisch orientierte Wortgeschichte **sollte sich** von möglichen Suggestionen, die auf ausdrucksseitigen Entsprechungen beruhen, nicht zu vorschnellen Herkunftsangaben **verleihen lassen (Präteritum Konjunktiv)**, sondern stärker auf die inhaltseitige Zusammenhänge achten;

– sie **hätte** nicht nur die Geschichte des gesamten Bedeutungsfeldes eines Wortes **in den Blick zu nehmen (Präteritum Konjunktiv)**, sondern die Geschichte jeder einzelnen Bedeutungsposition zu untersuchen, um so die Genese eines Bedeutungsfeldes präzise und Schritt für Schritt nachvollziehen zu können;

– hierbei **müsste** sie ggf. auch **versuchen (Präteritum Konjunktiv)**, eigene, sprachspezifische semantische Entwicklungen von Bedeutungsentlehnungen abzugrenzen;

– und sie **hätte** schließlich **zu unterscheiden (Präteritum Konjunktiv)** zwischen Übernahmen aus Gebersprachen wie Französisch, Latein, zum Teil auch Griechisch, die als Sprachen der Gebildeten gewissermaßen das die Einzelsprachen überspannende ‚eurolateinische‘ Dach formen, und solchen Übernahmen, die sich unter diesem Dach von Volkssprache zu Volkssprache vollzogen haben – wobei allerdings mit zahlreichen Übergängen zwischen diesen Formen der Entlehnung zu rechnen ist. (19, S. 166ff.)

Das Beispiel (20) ist ein wiederum aus dem Ende des Artikels entnommener Ausschnitt. Der Autor spricht davon, dass die Beschreibung von Lehnwörtern, besonders von Europäismen, eine Aufgabe darstellt, „die in den bestehenden

Wörterbüchern der europäischen Sprachen noch nicht befriedigend gelöst ist“. Diese Beobachtung macht er aufgrund der von ihm durchgeführten Analyse. Der Verfasser behauptet, dass es notwendig sei, eine sprachübergreifende Verflechtungsgeschichte zu schaffen und dabei formuliert er *die Aufforderungen an solche Wortgeschichte*. Die angeführten Aufforderungen stellen einige Aufgaben dar, die die Wortgeschichte erfüllen sollte, gleichzeitig sind das *die Aufgaben und die Aufforderungen an den Verfasser*, der eine solche Wortgeschichte schaffen wird. Die Reihe der Aufgaben wird mit Hilfe des Konjunktivs formuliert, es werden jedoch verschiedene modalen Mittel verwendet: die Modalverben *sollen* und *müssen* und die Konstruktion *haben + zu + Inf.* Alle aufzählten Mittel drücken auch im Konjunktiv die Notwendigkeit aus und werden in dieser Sequenz synonym verwendet.

Mit der Konstruktion *sein + zu + Inf.* wurde lediglich ein Beispiel gefunden.

(21) Ein Sonderfall der Objektbeschreibung ist der, bei dem das Foto vonseiten des Sprechers in Bezug auf seinen Status als Werk beschrieben wird, und zwar unabhängig von der konkreten Anwesenheit des Bildes. Der Sprecher muss das Foto auch nicht geistig vor Augen haben, es wird nur auf das Foto hingewiesen, vgl. (27)

(27) Jene Bilder zeigen das Lübeck der 50er Jahre.

Es **sei** hier **zu notieren**, dass sich in dieser Verwendung der Gebrauch von hier als Raumadverb in ein da/dort verwandelt, vgl. (28) als Fortsetzung von (27):

(28) Dort fallen die Folgen des Krieges noch stark ins Auge. (1, S. 13)

Die Konstruktion *sein + zu + Inf.* drückt entweder die Möglichkeit oder die Notwendigkeit aus, im dargestellten Beispiel (21) wird *die Notwendigkeit* ausgedrückt. Diese Konstruktion ist der Konstruktion *es sei + Part. II* ähnlich, sie wird in dem Fall eingeführt, wenn der Autor etwas betonen will.

(22) Außerdem stellt er das für diese Bearbeitungsphase maßgebliche und mit dem Thesaurusgedanken verbundene kultur- und sachgeschichtlich Bedeutende ebenso wie Hildebrand in den Vordergrund. Aufgenommen werden überwiegend

(auch formal) eingebürgerte, häufig gebrauchte Fremdwörter. Terminologisch werden sie von Heyne als *Lehnwörter* gefasst.

Von den Bearbeitern dieser frühen Phase **sei** hier noch exemplarisch Lexer **genannt**, der unter anderem die Strecken P und Q mit hohem Fremdwortanteil bearbeitete. (18, S. 105)

(23) Als Beispielwort **sei** hier dt. *Energie*, engl. *energy*, nl. *energie*, schwed. und dän. *energi* sowie frz. *énergie* **gewählt**. (19, S. 160)

(24) Nebenbei **sei erwähnt**, dass die Sätze aus den Korpora (INDEFINITA, ALLQUANTOREN und NEG.QUANTOREN in Abb. 7 ganz rechts) wie erwartet bessere Bewertungen erhalten haben als die Experimentalsätze. (13, S. 158)

Die angeführten Beispiele (22), (23) und (24) enthalten die Konstruktion *es sei + Part. II*, wo das Verb *sein* im *Präsens Konjunktiv* steht. Diese Konstruktion drückt *eine Anweisung* aus, die Äußerungen sind im Zustandspassiv formuliert. Die Konstruktion dient vor allem der Strukturierung des Textes und ist wie ein Klischee in der Wissenschaftssprache. Eine auch für wissenschaftliche Texte typische Konstruktion ist *man + Verb im Präsens Konjunktiv*.

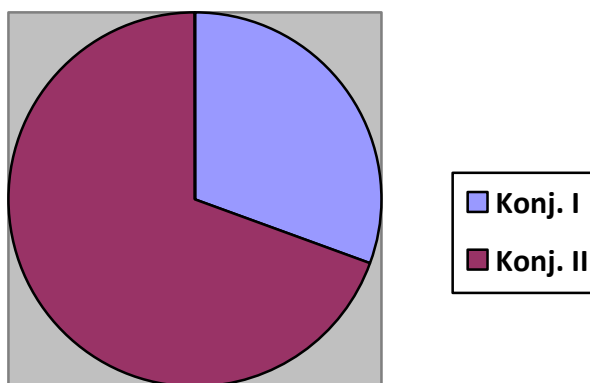
(25) Zudem führt bei einem Zitat wie in (9a) eine N-typische Erweiterung zu einem unakzeptablen Ergebnis – da wir durch diese Erweiterung aus einem Satz eine Nominalphrase gemacht haben, die nicht im Nachfeld stehen kann; **man vergleiche** das akzeptable (9b), das im Mittelfeld eine Nominalphrase mit einer reinen Anführung enthält. (10, S. 8)

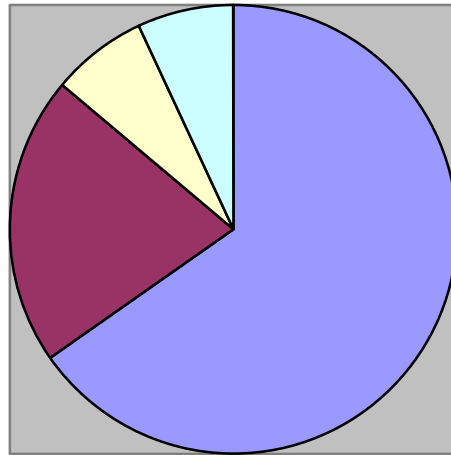
(26) **Man beachte** zudem, dass die Verwendung von *than* auf Komparationskonstruktionen beschränkt ist, was es ebenfalls von normalen Präpositionen abhebt. (5, S. 93)

Die Konstruktion *man + Verb im Präsens Konjunktiv* drückt *eine indirekte Aufforderung an den Leser*. Der Autor verwendet in Beispielen (25) und (26) den Konjunktiv anstatt des Imperativs, damit die Aufforderung nicht so persönlich wirkt. Diese Konstruktion ist auch wie die oben behandelte Konstruktion ein Klischee des Wissenschaftsstils.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Konjunktiv in der Funktion der Aufforderung/ Anweisung in wissenschaftlichen Artikeln beim Ausführen folgender Handlungen eingesetzt wird: *höfliche Anweisungen od. Empfehlungen an Kollegen (für weitere Untersuchungen des Themas), Ratschläge für die Fortsetzung der Analyse, die Aufforderungen an ein wissenschaftliches Werk (an seinen Verfasser), der Ausdruck der Notwendigkeit, die Betonung wichtiger Information, Anweisungen an den Leser und allgemeine Anweisungen, die zur Struktur der Arbeit beitragen.*

In der Funktion der Aufforderung werden sowohl die präsentischen als auch die präteritalen Formen des Konjunktivs eingesetzt. Die Frequenz der in analysierten Artikeln verwendeten Zeitformen und Konstruktionen kann man auf folgenden Diagrammen sehen. Die Prädikationen im Konj. I betragen 30,5 %, während die Prädikationen im Konj. II 69,4 % betragen. Die Häufigkeit des Auftretens der analysierten Konstruktionen und Zeitformen sieht folgenderweise aus: *Präteritum Konj. + Modalverb* – 65,2 %, *Präsens Konj. des Verbs sein (es sei + Part.II)* – 20,8 %, *Präteritum Konj. (haben + zu + Inf.)* – 5,5 %, *Präsens Konj. (sein + zu + Inf.)* – 1,3 %, *Präsens Konj. (man + Verb im Präs. Konj.)* – 6,9 %.





- Prät. + Modalverb
- sein + Part. II
- haben/ sein + zu + Inf.
- man + V. im Konj.

2.5 Rolle und Ausdrucksweise des Irrealis in linguistischen Artikeln

Vor allem ist für den Autor eines wissenschaftlichen Artikels wichtig, über die Fakten zu schreiben, dabei auch zu vermuten, welche anderen Möglichkeiten der Interpretation existieren. Jedoch erläutert der Autor auch die Ereignisse, die nicht real stattgefunden haben. Solche Ereignisse beziehen sich auf die Vergangenheit. Der Verfasser versucht alle möglichen Wege der Analyse zu zeigen, auch solche die zurzeit bereits nicht mehr möglich sind. So ist die Potentialität mit der Irrealität eng verbunden, weil es sich bei der Potentialität auch nicht um etwas Tatsächliches, sondern um etwas nur Mögliches handelt, was aber später als etwas nicht Reales wahrgenommen werden kann.

Der Irrealis wird unter anderem durch den Konjunktiv ausgedrückt und bedeutet *die nicht realisierte Möglichkeit*. Im diesem Paragraphen werden auch solche Bedeutungen des Konjunktivs behandelt, wie *der irrealer Vergleich* und der *irrealer Folgesatz*. Die nicht realisierte Möglichkeit wird ausschließlich durch den *Plusquamperfekt Konjunktiv* ausgedrückt.

(27) In (16) werden durch das Präsens teils Humboldts Ängste in Bezug auf die prekäre Lage verstärkt zum Ausdruck gebracht, teils Bonplands zuversichtlicher Antwort mehr Nachdruck verliehen.

(16) O: Und was, fragte Humboldt, wenn das Boot nicht zurückkomme? Das würde es schon, sagte Bonpland. Nur die Ruhe.

Ü: Vad gör vi om båten inte kommer tillbaka, frågade Humboldt. Det gör den säkert, sade Bonpland. Bara lugn.

In beiden Fällen **hätte** der Übersetzer durch einen Präteritumgebrauch nicht denselben Effekt **erzielen können**. (2, S. 36)

Der Artikel, aus dem das Beispiel (27) stammt, heißt „Das schwedische Präsens als Übersetzungsstrategie beim deutschen Referatkonjunktiv“. Der Autor vergleicht die Redewiedergabe in zwei Sprachen am Beispiel des Romans „Die Vermessung der Welt“ und seiner Übersetzung. Im Beispiel (27) vergleicht der Autor einen Abschnitt aus dem Roman und konzentriert sich auf den Gebrauch des

Präsens in beiden Sprachen. Zuerst betont er, welche Funktion die Präsensform in diesem Abschnitt hat und danach schlussfolgert er, dass in diesem Fall die Präsensform die einzige richtige Zeitform ist, aber er macht das indirekt. Man kann diese Schlussfolgerung des Autors als *ein indirekter Beweis* oder *ein Widerspruchsbeweis* bezeichnen, weil der Autor dem Präsensgebrauch zustimmt, indem er den Präteritumgebrauch ablehnt. Dabei verwendet er den *Plusquamperfekt Konjunktiv*, um zu unterstreichen, dass der Übersetzer die Präteritumform nicht verwendet hat. Die Möglichkeit des Gebrauchs solcher Zeitform ist durch das Modalverb *können* ausgedrückt, aber durch den Plusquamperfekt Konjunktiv unterstreicht der Autor, dass diese Möglichkeit nicht realisiert wurde.

Die nicht realisierte Möglichkeit kann auch durch einen Konditionalsatz ausgedrückt werden. Die Prädikate im Nebensatz stehen in diesem Fall im Plusquamperfekt Konjunktiv, der Hauptsatz kann sowohl im Plusquamperfekt als auch im Präteritum gebildet werden.

(28) Beispiel (8) enthält die Wiedergabe dessen, was Gauß Humboldt über den Hang seines Sohnes zum Gedichteschreiben erzählt:

(8) O(riginal): Der da schreibe Gedichte. Gauß wies mit dem Kinn auf Eugen
Ü(bersetzung): Den där skriver dikter. Gauss pekade med hakan på Eugen.

Im deutschen Originalsatz geht es um berichtete Rede, die eine deiktische Nominalphrase (der da) enthält, die Gauß' räumliche Position als Ausgangspunkt nimmt. Die deiktische Festlegung auf Gauß als Originalsprecher schließt den Gebrauch eines tempustransponierten Präteritums durch den Übersetzer aus. Es muss nämlich eine einheitliche deiktische Perspektive innerhalb des Satzes eingehalten werden, d.h. der da kann sich nicht auf die deiktische Situation des Originalsprechers beziehen, während das Tempus sich gleichzeitig auf die deiktische Situation des Referierenden bezieht. **Hätte** der Übersetzer dennoch die Wahl einer Präteritumform **getroffen**, **wäre** das Ergebnis eine nicht mit dem Original übereinstimmende Zeitreferenz **gewesen**. (2, S. 32)

Im Beispiel (28) handelt es sich wieder um einen Vergleich des Gebrauchs des Präteritums mit dem Präsens. Der Autor erklärt, warum im Originaltext das Präsens verwendet wurde, und betont, dass der Präteritumgebrauch denselben Effekt nicht hätte. Der Autor des Artikels schließt die Möglichkeit nicht aus, dass im Originaltext trotzdem eine Präteritumform möglich wäre, der Autor des Artikels hat aber eine andere Zeitform gewählt. Sowohl im Haupt- als auch im Nebensatz stehen die Prädikate im *Plusquamperfekt Konjunktiv*. Das zeugt davon, dass die Ereignisse in beiden Satzteilen als nicht real wahrgenommen werden. Der Autor verwendet *einen Konditionalsatz* und stellt fest, ob der Satz dieselbe Bedeutung erhalten würde, wenn man eine andere Zeitform verwenden würde. Der Konditionalsatz kann entweder mit einer Konjunktion (wenn od. falls) oder ohne sie eingeleitet werden. Die meisten untersuchten Bedingungssätze im Konjunktiv werden ohne Konjunktion gebildet.

Wie bereits gesagt wurde, werden irreale Vergleiche und irreale Folgesätze auch in diesem Paragraphen behandelt. Irreale Vergleichssätze drücken einen Vergleich aus, der möglich, jedoch nicht wirklich ist. Der Vergleich befindet sich im Nebensatz, der durch die Konjunktionen *als, als ob, als wenn* oder *wie wenn* eingeleitet wird. So ist der Hauptsatz im Indikativ und der Nebensatz im Konjunktiv gebildet. Das Prädikat im Nebensatz kann in verschiedenen Zeitformen stehen: *bei der Gleichzeitigkeit der Handlungen im Haupt- und Nebensatz steht das Verb im Präteritum oder Präsens Konjunktiv, bei der Vorzeitigkeit – im Plusquamperfekt und Perfekt Konjunktiv, zum Ausdruck der Nachzeitigkeit dienen Futur I Konjunktiv und Konditional I*. Die Zeitformen können einander ersetzen, die präteritalen Formen des Konjunktivs gelten aber als die gebräuchlichsten.

(29) Wie leicht zu erkennen ist, haben die vier Phänomenbereiche allesamt eines gemeinsam: Der Sprecher *sagt* stets etwas, ganz unabhängig davon, ob er das *Gesagte* meint, mehr meint oder nichts meint. Dementsprechend muss sichergestellt sein, dass sich mit einem Konzept des Gesagten sämtliche Phänomenbereiche adäquat erklären lassen.

Das Grice'sche Konzept scheitert jedoch genau an diesem Punkt. Probleme bereitet beispielsweise das Phänomen der Nicht-Wörtlichkeit, das sich nicht angemessen erklären lässt (Bach 1994a: 271f.). Verantwortlich dafür ist Grice' Annahme, dass der Sprecher in Fällen von Metapher und Ironie nur so tut, als **habe er gesagt**, was er sagte. (16, S. 8)

Der Autor des Artikels, aus dem das Beispiel (29) entnommen wurde, behandelt die Konzepte des Gesagten und des Gemeinten. Dabei soll er nicht nur die Äußerung selbst analysieren, sondern auch etwas, was dahinter steckt, z.B. die Situation, den Kontext. So macht der Autor die Position des Sprechers deutlicher, indem er über *seine Eindrücke darüber in einem Vergleich äußert*. Das Prädikat in diesem Komparativsatz steht im *Perfekt Konjunktiv*, weil der Nebensatz etwas äußert, was früher geschah.

(30) Wie steht es nun mit dem Komparativeinleiter (*than, as*) aus? Dessen kategoriale Bestimmung ist nicht einfach. In §2.2 wurde erwähnt, dass hierfür sowohl ein Konjunktions- als auch ein Präpositionsstatus vorgeschlagen wurden und dass manche Autoren zwei homonyme, aber kategorial verschiedene Komparativeinleiter annehmen. Lechner (2001, 2004) lässt den Status von *than* schließlich völlig offen und spricht bei einem Komparativ nur von einer „*than-XP*“.

Bei all diesen Ansätzen tut sich der Eindruck auf, als **handele** es **sich** beim Komparativeinleiter um einen projizierenden Kopf, dessen Komplement die komparative CP ist. (5, S. 92)

Im Beispiel (30) handelt es sich, wie im vorigen Beispiel (29), um die Eindrücke des Autors. Da er in seiner Äußerung nicht sicher ist, verwendet er den *Präsens Konjunktiv* beim irrealen Vergleich, um seine *Vermutungen* in dieser Hinsicht *auszudrücken*. So macht er seine Äußerungen weniger kategorisch und lässt andere Meinungen auch zu.

Weniger frequent sind in der Wissenschaftssprache die Folgesätze. In untersuchten linguistischen Artikeln wurden nur zwei irreale Folgesätze gefunden.

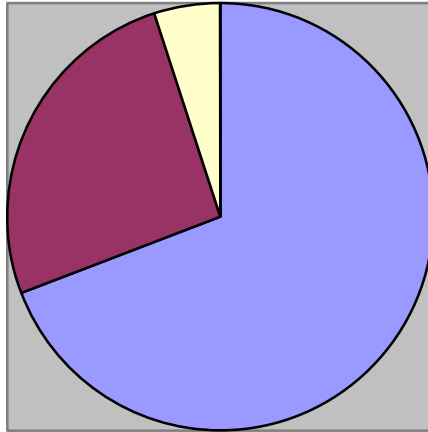
(31) Teilweise handelt es sich dabei um wissenschaftsjournalistische, wie <Auflösungstestreihen> in der Phrase „die Auflösungstestreihen der US-Luftwaffe“. Hier schlägt sich ein ganzer Sachverhalt in einem Kompositum nieder (zu diesem Phänomen s. WEISSGERBER 2010, 176f.) ohne dass der Sachverhalt selbst hinreichend **spezifisch wäre**. (25, S. 56)

Das Beispiel (31) illustriert *einen negativen Folgesatz*, der durch die Konjunktion *ohne dass* eingeleitet wird. Das Prädikat steht dabei im *Präteritum Konjunktiv*. So bezeichnet der Autor *die Abwesenheit einer erwarteten Folge*.

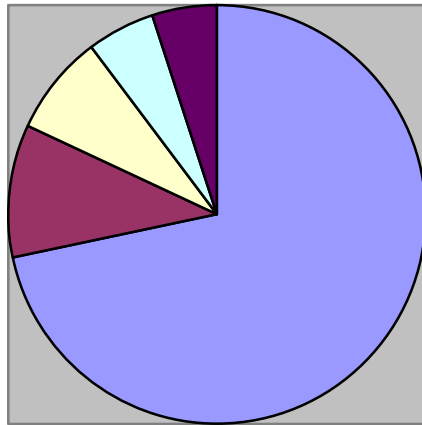
Aus den angeführten Beispielen kann man schlussfolgern, dass die Autoren der wissenschaftlichen Artikel nicht nur tatsächliche Ereignisse, sondern auch verschiedene *nicht wirkliche Interpretationsmöglichkeiten* und auch *irreale Vermutungen* in ihren Arbeiten behandeln. Sie *führen Widerspruchsbeweise auf, vermuten in Form eines irrealen Konditionalsatzes, welche Ereignisse unter welchen Bedingungen stattfinden konnten, aber nicht stattgefunden haben, erläutern die nicht realisierten Möglichkeiten der Interpretation und die nicht realisierten Ereignisse, äußern ihre Eindrücke in Form eines irrealen Vergleichs, sprechen über die irrealen Folgen und über die Abwesenheit einer erwarteten Folge*.

Die Mehrheit der Beispiele, die den Irrealis ausdrücken, enthält *die nicht realisierte Möglichkeit* - 69,2 %, die Sätze *mit dem irrealen Vergleich* betragen 25,6%, außerdem wurden lediglich zwei *Folgesätze* gefunden, was 5,1 % beträgt.

Beim Ausdruck des Irrealis werden sowohl präsentische (15,3 %) als auch präteritale (84,6 %) Formen des Konjunktivs eingesetzt: *Plusquamperfekt Konj.* – 71,7 %, *Präsens Konj.* – 10,2 %, *Präteritum Konj.* – 7,6 %, *Perfekt Konj. und Konditional I* – jeweils 5,1 %.



- nicht realisierte Möglichkeit
- irr. Vergleich
- irr. Folgesatz



- Plusq. Konj.
- Präs. Konj.
- Prät. Konj.
- Perfekt Konj.
- Kondit. I

2.6 Rolle und Ausdrucksweise des Optativs in linguistischen Artikeln

Da der Stil der Wissenschaft unpersönlich ist, ist der Ausdruck des Wunsches für ihn nicht typisch. Wenn der Verfasser das Personalpronomen *ich* vermeidet, so kann er seine Wünsche direkt nicht äußern. Aber es wurde bereits gesagt, dass die Wissenschaftssprache einigermaßen persönlicher wird, deswegen verwenden die Wissenschaftler trotzdem die Pronomen *ich* oder *wir* an einigen Stellen in ihren Artikeln. Außerdem gehören die ausgedrückten Wünsche nicht unbedingt dem Verfasser selbst an. In untersuchten Artikeln wird die Funktion des Optativs ausschließlich durch das *Präteritum Konjunktiv des Verbs mögen* ausgedrückt. Die Bedeutungen, die dabei solche Sätze enthalten, können aber verschieden sein. Es geht nicht nur um den Ausdruck des Wunsches im engeren Sinne, sondern auch um andere Bedeutungen, die damit verbunden sind.

(32) In dem vorliegenden Artikel **möchte** ich die oben gestellten Fragen **beantworten** und auf die Relation zwischen Diskurs und Fragen näher **eingehen**. Die Diskussion beschränkt sich auf die Analyse von Ergänzungsfragen (sogenannten *w*-Fragen), d.h. denjenigen Fragen, die mit einem *w*-Fragewort wie *wer*, *was*, *wann*, *wo*, *warum* usw. eingeleitet werden. (6, S. 115)

Das Beispiel (32) stammt aus der Einleitung zum Artikel. Der Autor verwendet das Pronomen *ich* und listet die *Aufgaben* auf, die er in seinem Artikel zu erfüllen hat. So wird hier *die Zielsetzung* ausgedrückt.

(33) In meinen weiteren Überlegungen **möchte** ich dafür **argumentieren**, dass in Fragen nicht nur die „Existenzimplikatur“ möglich ist, sondern in bestimmten Fällen auch eine Präsupposition ausgelöst wird. (6, S. 122)

Im Beispiel (33) handelt es sich auch um die Aufgaben der Arbeit, und zwar um die Argumentation der Meinung des Autors. Also werden in diesem Fall durch den Konjunktiv in der Funktion des Optativs sowohl *die Aufgaben, die der Autor weiter erfüllen wird*, als auch *die Position des Autors* ausgedrückt. Dasselbe gilt auch für die Beispiele (34) und (35), wo der Autor aber *den Autorenplural* (Duden, 2009) verwendet, der unpersönlicher als das Pronomen *ich* wirkt.

(34) Gleichwohl **möchten** wir dafür **argumentieren**, dass *und zwar*-Konstituenten Konjunkte einer Koordinationsstruktur sind. (9, S. 243)

(35) Wir **möchten** dafür **plädieren**, dass *und zwar* ein Konnektor mit eindeutig koordinierenden Eigenschaften ist und daher, trotz der ungewöhnlichen spezifizierenden Lesart, die durch *zwar* ausgelöst wird, als komplexe Konjunktion **analysiert werden sollte (Präteritum Konjunktiv Passiv)**. (9, S. 244)

Für jede Arbeit ist es wichtig, dass sie einige Schlussbemerkungen enthält. Am Ende des Artikels *bedanken* manchmal die Verfasser ihre Kollegen. Solche Danksagung ist nur in dem Fall möglich, wenn der Autor dabei sich selbst nennt.

(36) **Danken möchte** ich ebenso Markus Rude und Teja Ostheider, die geduldig meine Fragen beantwortet haben. (11, S. 325)

Der Gebrauch des Pronomens *ich* im Beispiel (36) beeinflusst die Objektivität der Arbeit nicht, weil die Danksagung den Inhalt des Artikels nicht betrifft. Die Danksagung ist auch ohne Konjunktiv möglich.

Die Wünsche im engeren Sinne gehören im analysierten Korpus nur anderen Personen an, außer dem Verfasser selbst.

(37) An solchen Verwendungen sieht man, dass ein öffentliches Diskursbekenntnis nicht nur durch Äußerungen zu kommunizieren ist. Tritt beispielsweise eine Person nass in einen Raum, kann dies auch als Bekenntnis dazu gewertet werden, dass sie nass ist. **Möchte** ein anderer Sprecher diesen Sachverhalt für das Gespräch offiziell zu geteiltem Wissen **machen, wäre** es situativ **unangemessen (Präteritum Konjunktiv)**, das Thema zu eröffnen, ohne dem Hörer schon eine Haltung zur eingeführten Bipartition zuzuschreiben. (14, S. 190)

Im Beispiel (37) handelt es sich um die Wünsche des Sprechers, wessen Äußerung der Autor analysiert. Hier ist der Wunsch des Sprechers mit seiner Absicht eng verbunden.

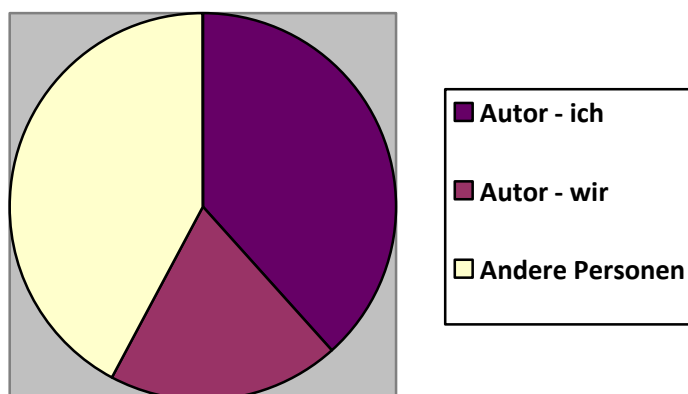
Als Subjekt des Satzes können nicht nur Lebewesen auftreten, auch abstrakte Begriffe können dabei eingesetzt werden.

(38) Die feministische Sprachkritik **möchte** über die Änderung der Sprache gesellschaftliche Veränderungen **herbeiführen** (vgl. Mondorf 2005: 5) und das

generische Maskulinum wird verdächtigt, eigentlich als Sexusanzeiger zu fungieren. (15, S. 497f.)

Im Beispiel (38) geht der Wunsch von der Sprachkritik aus. Es ist aber klar, dass dabei die Menschen, die kritisieren, gemeint werden.

Schlussfolgernd kann man sagen, dass es sich bei dem Ausdruck des Optativs mithilfe des Konjunktivs um die Wünsche des Autors (57,6 %) oder anderer Personen (anderer Wissenschaftler, Personen aus den ausgedachten Situationen, Personen aus den realen Situationen) (42,3 %) handelt. Dabei werden folgende sprachliche Handlungen ausgeführt: *die Zielsetzung und die Vorhaben des Autors, die Äußerung der Position des Autors, Danksagungen, Wünsche und Absichten anderer Personen*. Alle Bedeutungen werden ausschließlich durch den *Konjunktiv II (Präteritum Konjunktiv)* ausgedrückt.



2.7 Rolle und Ausdrucksweise der vorsichtigen Formulierung, der Alternativen, der Voraussetzung und der Konzession in linguistischen Artikeln

In den vorigen Paragraphen wurden die häufigsten Funktionen des Konjunktivs in linguistischen Artikeln behandelt. In diesem Paragraphen werden die Beispiele im Konjunktiv in der Funktion der vorsichtigen Formulierung, der Alternativen, der Voraussetzung und der Konzession analysiert. Bei der Funktion der Alternativen handelt es sich um lediglich drei Beispiele, die letzten zwei genannten Funktionen werden nur in jeweils einem Beispiel dargestellt.

Eine der Funktionen des Konjunktivs ist die vorsichtige Formulierung oder „Scharnier-Konjunktiv“ (Schade, 2009) bei solchen Ausdrücken wie *es wäre alles*. Der Gebrauch des Konjunktivs bei solchen Ausdrücken trägt weniger Entschiedenheit bei. Man kann auch hier vom Begriff des Hedging sprechen, da der Autor mithilfe des Konjunktivs kategorische Äußerungen vermeidet. Hier geht es vor allem um sogenannte *Shields* (Palmer et al.), die sich auf die Einstellung des Sprechers beziehen. Man kann auch sagen, dass es auch bei anderen Funktionen des Konjunktivs um die Vorsichtigkeit der Formulierung handelt, z.B. bei den höflichen Aufforderungen oder bei den Vermutungen, diese Funktion betrifft aber sozusagen selbstständige vorsichtige Formulierungen. Die Funktion wird in den analysierten Artikeln ausschließlich durch den *Präteritum Konjunktiv* ausgedrückt.

(39) Mit Blick auf diese Fragen **wäre** es hier **angebracht**, auf den Begriff „Exophonie“ zur Bezeichnung von Migrationsliteratur zurückzugreifen. Exophonie ist – grob gesagt – das Schreiben in einer anderen Sprache als der Erstsprache. (28, S. 69)

Die Ausdrücke wie in (39) können in jedem Textteil vorkommen. In diesem Beispiel wird auf die Zweckmäßigkeit einer Definition nach der Ansicht des Autors hingewiesen. Solche Ausdrücke, wie *es wäre angebracht/ notwendig / wichtig usw.* sind einerseits formell und werden verwendet, um etwas zu unterstreichen und zu einem anderen Gedanken zu übergehen, und andererseits drücken sie *die Meinung des Autors* aus, die er vorsichtig formuliert.

(40) Einen Einfluss auf das Ergebnis könnte die Aufnahme von *Merkel* haben: Mit 1040 Treffern im Jahr 2010 könnte sie maßgeblich verantwortlich für die Befunde sein. Eine Wiederholung der Analyse ohne *Merkel* (oder mit Hinzunahme von z.B. *Kohl*) **wäre** also **ratsam**. (21, S. 339)

Im Beispiel (40) werden auch *die Meinung des Autors* und auch sein *vorsichtiger Ratschlag* hinsichtlich der Analyse ausgedrückt.

Bei der Anführung der Beispiele werden auch zuweilen vorsichtige Formulierungen verwendet.

(41) Anders liegt der Fall in (15). Hier haben wir kein *verbum dicendi*, sondern ein Affektverb (*zürnen, explodieren* **wären** weitere Beispiele). (10, S. 15)

Im Beispiel (41) spricht der Autor von den Affektverben und, anstatt eine Definition zu geben, führt er einige Beispiele, um den Begriff zu klären.

Vorsichtige Formulierungen werden außerdem bei einigen anderen wissenschaftlichen Handlungen verwendet, wie z.B. bei der Formulierung *einer Schlussfolgerung* in (42) und *einer Erklärung* in (43).

(42) In dieser Richtung könnten die Auslegungen in Zinken (2010:492f) interpretiert werden, wo über die Verbindung von Raum und Zeit die Bemerkung gemacht wird, dass im Englischen und in damit verwandten Sprachen Zukunft kognitiv mit einer Vorderseite („front“) verbunden werde. Die Vorderseite des menschlichen Körpers **wäre** somit der Zukunft **zugewandt**, was, auf das von mir entwickelte Präsensmodell bezogen, **heißen könnte (Präteritum Konjunktiv)**, dass der Kontakt zur Zukunft und die Überblickbarkeit derselben direkter ist als es beim Vergangenheitsbereich der Fall ist. (1, S. 4)

Die von dem Autor des Artikels formulierte Schlussfolgerung in (42) leitet sich aus der Interpretation eines anderen Autors her. Der Verfasser des Artikels spricht auf diese Weise nicht seinen Gedanken aus, sondern *schließt aus den Worten des Anderen*. Durch den Gebrauch des Konjunktivs zeigt er, dass dieser Gedanke nicht ihm gehört und dass er ihn vielleicht einigermaßen bezweifelt.

(43) Wie wir gesehen haben, hat das Präsens seine Verankerung im Sprechzeitpunkt, insofern als auf der realen Ebene die Referenzzeit sich in der

primär-deiktischen Funktion mit dem Nichtvergangenheitsbereich überschneiden muss. Das Präteritum geht auch vom Sprechzeitpunkt aus, muss aber, im Unterschied zum Präsens, darüber hinaus z.B. durch ein Zeitadverbial in einem zusätzlichen Punkt in der Vergangenheit verankert werden. Eine tentative Erklärung dieses Unterschiedes zum Präsens **wäre**, dass eine Äußerung im Präsens, wenn sie ko(n)textuell über den Nichtvergangenheitsbereich hinaus nicht weiter präzisiert wird, immer den Sprechzeitpunkt als Referenzzeit auswählt. (1, S. 9)

Im Beispiel (43) spricht der Autor über die Unterschiede zwischen dem Präsens und Präteritum und versucht diese Unterschiede zu erklären, indem er den Konjunktiv verwendet. Der Autor behauptet nicht, sondern er *formuliert seine Variante der Erklärung*. Wenn er absolut sicher gewesen wäre, hätte er dabei den Indikativ verwendet.

Die Funktion der Alternativen in diesem Paragraphen ist mit der Funktion des Potentialis nicht gleichzustellen. Es handelt sich hier eher um eine Einräumung als um eine Vermutung. In allen drei Beispielen in dieser Funktion stehen die Prädikate im *Konjunktiv I*.

(44) Die Literatur – **sei** sie von einheimischen oder von eingewanderten Autoren **verfasst** – ist „anders-sprachig“ im Sinne der Suche nach freiem, Neues schöpfendem sprachlichem Ausdruck. (28, S. 69)

(45) Welche Typen von *states* erlauben den progressiven Blickwinkel, **sei** es in den ganz unmarkierten Fällen wie in *He's sitting* oder in markierteren Fällen wie *She's being tired?* (4, S. 67)

(46) Nur noch 16,6 % der vorkommenden Personennamen tragen im Akk. Oder Dat. Ein Flexiv, **sei** es am Rufnamen oder am Familiennamen. (20, S. 29)

In Beispielen (44), (45) und (46) ist jeweils eine Annahme vorhanden. Es gibt immer Alternative, die der Autor erwähnt. Die beiden Möglichkeiten werden zugelassen, sie beide sind also gleichzeitig wirklich. Zwei Varianten sind durch die adversative Konjunktion *oder* verbunden, eine Variante schließt jedoch die andere

nicht aus. Beispiele (45), (46) und (47) enthalten das Verb *sein* im *Präsens Konjunktiv*.

Die am seltensten vorkommenden Funktionen des Konjunktivs in wissenschaftlichen linguistischen Artikeln sind die Funktion der Voraussetzung in (47) und der Konjunktiv in einem Konzessivsatz (48).

(47) Wenn dieses Beispiel für akzeptabel **gehalten würde (Konditional I)**, **würde** es **sich** interessanterweise zwar um eine z.T. lokative, aber kaum um eine agentive Uminterpretation **handeln (Konditional I)**, **es sei denn**, man betrachtet die Konstruktion als ein Beispiel für einen Zustand mit einem inanimaten Agens, d.h. als eine Art Personifizierung des Subjekts. (4, S. 75)

Die Konjunktion *es sei denn*, wie im Beispiel (47), ist mit einem Konditionalsatz, der die Negation enthält, synonym. Die Handlung oder die Bedingung, die im Satz ausgedrückt wird, ist momentan nicht wirklich, aber möglich. In dieser Konstruktion steht das Verb *sein* immer im *Präsens Konjunktiv*.

(48) Komparative tendieren dazu, satzfinal aufzutreten (28), doch Temporaladverbiale können ebenfalls die rechtsperiphere Position einnehmen, ohne ihren sententialen Skopus zu verlieren (28). Allerdings kann im letzteren Falle nicht ausgeschlossen werden, dass das Adverbial qua RNR extraponiert worden ist und somit der Komparativ und das Temporaladverbial gleichzeitig extraponiert sind.

(28) a. Peter gave a longer speech the day before yesterday [than Paul did].

b. Peter gave a longer speech [than Paul did] the day before yesterday.

Wie dem auch sei: Rechtsbewegungen sind im Englischen normalerweise weder obligatorisch noch im Rahmen einer asymmetrisch-binären Syntax erwünscht, und diesbezügliche Vorschläge (d.h. sowohl Theorie A als auch Theorie B) müssen von vornherein mit Argwohn betrachtet werden. (5, S. 90)

Im Beispiel (48) ist *ein Konzessivsatz im Konjunktiv* vorhanden. Ein solcher Satz ist ein Klischee, das eine Schlussfolgerung einführt. Das heißt, dass es früher einige Streitpunkte gab, sie ändern jedoch den Kern der Sache nicht. Das Verb *sein* steht immer im *Präsens Konjunktiv*.

In diesem Paragraphen werden mithilfe der genannten Funktionen des Konjunktivs folgende wissenschaftlichen Handlungen erfüllt: *vorsichtige Formulierung der Meinung oder des Ratschlags des Autors, vorsichtige Formulierung einer Schlussfolgerung oder Erklärung, der Ausdruck der Alternativen, der Ausdruck einer Voraussetzung oder einer Schlussfolgerung durch einen Konzessivsatz.*

Fazit zum 2. Kapitel

Der Konjunktiv hat in der deutschen Sprache sehr viele Funktionen. Die meisten von ihnen kommen auch in wissenschaftlichen Texten vor, einige Funktionen sind häufiger zu treffen, andere kommen fast nie vor. Die unternommene Analyse hat gezeigt, dass die Konjunktivformen in wissenschaftlichen Artikeln zwar nicht so frequent sind, dienen sie den Autoren dafür, verschiedene sprachliche Handlungen zu erfüllen. Die meisten Handlungen sind in einem wissenschaftlichen Text notwendig, darum sind auch entsprechende Konjunktivformen erwünscht. Wie bereits hinsichtlich einiger Funktionen gesagt wurde, könnten die Autoren dasselbe auch im Indikativ äußern. Der Konjunktiv wird jedoch vor allem dafür verwendet, um die Äußerungen weniger kategorisch zu machen.

Alle sprachlichen Handlungen, die in analysierten Artikeln durch die Äußerungen im Konjunktiv erfüllt werden, kann man in zwei Tabellen darstellen.

Potentialis/ Annahme	Indirekte Rede	Aufforderung/ Anweisung	Irrealis	Optativ
Die Hypothesenbildung	Der Verweis auf andere Wissenschaftler (mit oder ohne Zitat)	Höfliche Anweisungen od. Empfehlungen an Kollegen	Widerspruchsbeweise	Die Zielsetzung und die Vorhaben des Autors
Die Äußerung einer Vermutung oder einer Annahme verschiedenen Grades	Die Illustration eines imaginären Gesprächs bei der Analyse der Beispiele	Ratschläge für die Fortsetzung der Analyse	Vermutungen in Form eines irrealen Konditionalsatzes, welche Ereignisse unter welchen	Die Äußerung der Position des Autors durch die Äußerung

			Bedingungen stattfinden konnten, aber nicht stattgefunden haben	der Aufgaben
Der Ausdruck der Möglichkeit (mögliche Folgen, mögliche Gründen, mögliche Interpretation usw.)	Die Wiedergabe der Rede eines potentiellen Sprechers	Die Aufforderungen an ein wissenschaftliches Werk (an seinen Verfasser)	Erläuterung der nicht realisierten Möglichkeiten der Interpretation und der nicht realisierten Ereignisse	Dank- sagungen
		Der Ausdruck der Notwendigkeit	Eindrücke des Autors in Form eines irrealen Vergleichs	Wünsche und Absichten anderer Personen
		Die Betonung wichtiger Information	Der Ausdruck der irrealen Folgen und der Abwesenheit einer erwarteten Folge	

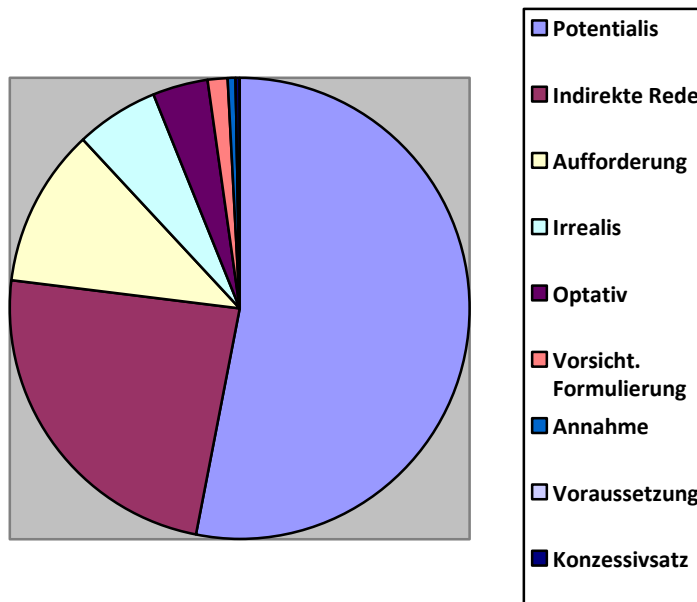
		Anweisungen an den Leser und allgemeine Anweisungen, die zur Struktur der Arbeit beitragen		
--	--	--	--	--

Vorsichtige Formulierung	Alternativen	Voraussetzung	Konzession
Vorsichtige Formulierung der Meinung oder des Ratschlags des Autors	Der Ausdruck einer Einräumung oder der Alternativen	Der Ausdruck einer Voraussetzung	Der Ausdruck einer Schlussfolgerung
Vorsichtige Formulierung einer Schlussfolgerung oder Erklärung			

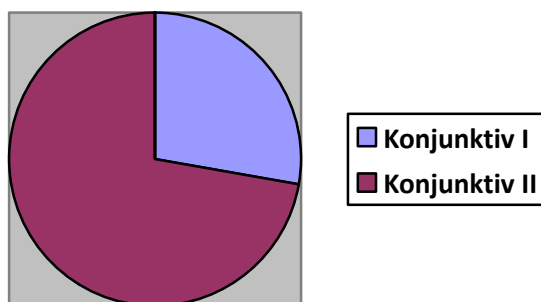
Die beiden Tabellen illustrieren, wie viele wissenschaftliche sprachliche Handlungen in linguistischen Artikeln mithilfe des Konjunktivs realisiert werden und beweisen, dass der Gebrauch des Konjunktivs begründbar ist.

Es wäre auch notwendig zu sagen, dass die Zahl der mit dem Konjunktiv gebildeten Prädikationen in einem Artikel maximal 11,3 % und minimal 0,6 % von allen Prädikationen beträgt. Das bedeutet, dass die Konjunktivformen äußerst selten vorkommen. Das quantitative Verhältnis aller analysierten Funktionen des Konjunktivs kann man in einem Diagramm darstellen. Es wurden insgesamt 13121 Textprädikationen gesammelt und davon *663 Prädikationen im Konjunktiv* (ca.

5%) analysiert. Das Verhältnis aller Funktionen des Konjunktivs sieht folgenderweise aus: *der Potentialis/ die Annahme* – 53 % *aus allen Prädikationen*, *die indirekte Rede* – 23,8 %, *die Aufforderung/ Anweisung* – 11 %, *der Irrealis* – 5,8 %, *der Optativ* – 3,9 %, *die vorsichtige Formulierung* – 1,5 %, *die Annahme* – 0,4 %, *die Voraussetzung und der Konzessivsatz* – jeweils 0,1 %.



Das qualitative Verhältnis der präsensischen und präteritalen Formen des Konjunktivs ist auch in einem Diagramm darzustellen, wo die Zahl der präteritalen Formen 72,2 % und die der präsensischen Formen 27,7 % betragen.



Schlussfolgerung

Für die vorliegende Arbeit war es wichtig, festzustellen, wie oft die Konjunktivformen in linguistischen Artikeln vorkommen, welche Funktionen des Konjunktivs und mit welchem Zweck eingesetzt werden.

Der Wissenschaftsstil ist objektiv, unpersönlich und stützt sich auf die Fakten. Trotz solcher Charakteristik enthalten wissenschaftliche Texte jedoch einige Konjunktivformen, die die Objektivität und Faktizität der Texte in Frage stellen können. Es ist damit verbunden, dass die wissenschaftlichen Texte weniger unpersönlich werden. Nicht nur die Konjunktivformen sondern auch andere modale Mittel, wie Modalverben und Modalwörter, werden dabei eingesetzt, z.B. bei der Funktion des Potentialis werden solche Modalverben, wie *können*, *müssen*, *sollen*, *dürfen*, und solche Modalwörter, wie *möglich*, verwendet. Diese Mittel verstärken die Modalität der Äußerung und zeigen den Grad der Sicherheit des Autors.

Die Hypothese der Arbeit bestand darin, dass die Konjunktivformen dem Wissenschaftler helfen, wichtige Aufgaben der Wissenschaftskommunikation zu erfüllen. Diese Hypothese ist bestätigt und die erfüllten wissenschaftlichen Handlungen sind beschrieben und argumentiert. Für einen Wissenschaftler ist es wichtig, nicht nur bekannte Fakten zu besprechen, sondern auch etwas Neues über das zu erforschende Objekt zu erfahren. Das kann man nur in dem Fall machen, wenn man über die Fakten hinausgeht und neue Vermutungen formuliert. Es ist wichtig, den Leser anzusprechen und dabei unpersönlich zu bleiben. Es ist wichtig, die Intertextualität zu schaffen und auch indirekt eigene Meinung auszudrücken. Es ist wichtig, alle möglichen Wege der Analyse zu untersuchen, um das Objekt aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Bei der Ausführung aller diesen Handlungen ist der Konjunktiv unersetzbar.

Literaturverzeichnis

- 1) Admoni W. Sprachtheorie und deutsche Grammatik: Aufsätze aus den Jahren 1949-1975/ Wladimir Admoni; Hrsg. von Vladimir Pavlov u. Oskar Reichmann; Übers. aus dem Russ. von Margarete Arssenjeva u. Anna Pavlova.-Tubingen:Niemeyer, Tubingen, 2002.- 408 S.
- 2) Auer P., Baßler H. (Hrg.) Reden und Schreiben in der Wissenschaft. Frankfurt a.M.: Campus, 2007.
- 3) Breitkopf A. Wissenschaftsstile im Vergleich: Subjektivität in deutschen und russischen Zeitschriftenartikeln der Soziologie. Freiburger Dissertationsreihe. Freiburg: Universität Freiburg, 2005. Bd. 11. Philologie. 192 S.
- 4) Brinker K., Cölfen H., Pappert S. Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 8. Aufl. Berlin: Schmidt, 2014.
- 5) Bybee, J./ Fleischman S. (Hrsg.) Modality in Grammar and Discourse. Amsterdam: Benjamins, 1995.
- 6) Dietrich R. Modalität im Deutschen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992. 212 S.
- 7) Diewald G. Faktizität und Evidentialität. Semantische Differenzierung Modal- und Modalitätsverben im Deutschen. // Oddleif Leirbukt (Hrsg.): Tempus, Temporalität und Modus, Modalität im Sprachenvergleich. Tübingen: Stauffenburg, 2004. S. 231-258.
- 8) Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim, Zürich: Dudenverlag, 2009. – 1343 S.
- 9) Eisenberg P. Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2: Der Satz. 4., aktualisierte und überarb. Aufl. Stuttgart; Weimar: Metzler, 2013. – 535 S.
- 10) Ehlich K. Deutsch als fremde Wissenschaftssprache // Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 19, 1993. S. 13-42.
- 11) Ehlich K. Deutsche Wissenschaftskommunikation – Eine Vergewisserung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 27, 2001. S. 193-208.

- 12) Ehlich K. Kritik der Wissenschaftssprachen // Fachsprachen. Languages for Special Purposes. / Hrg. von Lothar Hoffmann et al. (HSK 14.1) Berlin: de Gruyter, 1998. S. 856-865.
- 13) Ehlich K. Die Lehre der deutschen Wissenschaftssprache: sprachliche Strukturen, didaktische Desiderate. / Kretzenbacher, Heinz; Weinrich, Harald (Hrg.) // Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin: de Gruyter, 1995. S. 325-351.
- 14) Ehlich K.; Graefen G. Sprachliches Handeln als Medium des diskursiven Denkens. Überlegungen zur sukzursiven Einführung in die deutsche Wissenschaftskommunikation. // Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 27, 2002. S. 351-378.
- 15) Ehlich K., Graefen G. Sprachliches Handeln als Medium des diskursiven Denkens. Überlegungen zur sukzursiven Einführung in die deutsche Wissenschaftskommunikation // Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 27, 2002. S. 351-378.
- 16) Engel U. Deutsche Grammatik: Neubearbeitung. 2., durchgesehene Aufl. München: Iudicium, 2009. – 485 S.
- 17) Fabricius-Hansen C. Die Geheimnisse der deutschen würdekonstruktion // Tieroff R. et al. Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer, 2000. S. 83-96.
- 18) Fabricius-Hansen C., Leirbukt O., Letnes O. Modus, Modalverben, Modalpartikeln. (Hgg.). Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2002.
- 19) Gabelentz G. von der Die Sprachwissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1984.
- 20) Graefen G. Der wissenschaftliche Artikel – Textart und Textorganisation. Frankfurt a/M; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Peter Lang, 1997. – 355 S.
- 21) Graefen G. Wie formuliert man wissenschaftlich? // Materialien Deutsch als Fremdsprache 52. Regensburg: FaDaF, 1999. S. 222-239.

- 22) Heidolph K.E., Flämig W., Motsch W. Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie-Verlag, 1981. (S. 522).
- 23) Helbig G. Der Konjunktiv – und kein Ende. Zu einigen Kontroversen in der Beschreibung des Konjunktivs der deutschen Gegenwartssprache // Deutsch als Fremdsprache. 2007. 3 / 44. S. 140-153.
- 24) Helbig G. Deutsche Grammatik: Grundfragen und Abriss. 4. unveränd. Aufl. München: Judicium-Verl., 1999. 152 S.
- 25) Helbig G., Buscha J. Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 19. Aufl. Leipzig/ Berlin, 1999. S. 188-208.
- 26) Hentschel E. & Vogel P. M. Deutsche Morphologie. Berlin, New York: De Gruyter, 2009. 480 S.
- 27) Hentschel E., Weydt H. Handbuch der deutschen Grammatik. 4. Aufl. Berlin: de Gruyter, 2013. – 472 S.
- 28) Kresta R. Realisierungsformen der Interpersonalität in vier linguistischen Fachtextsorten des Englischen und des Deutschen. Frankfurt a/M et al.: Peter Lang, 1995. – S. 406.
- 29) Kretzenbacher H.L. Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften? / H.L. Kretzenbacher // Linguistik der Wissenschaftssprache / H.L. Kretzenbacher, H. Weinrich (Hrsg.). - Berlin; New York: de Gruyter, 1995. – S. 15-35.
- 30) Lakoff G. Hedges: A study in meaning criteria and the logic of fuzzy concepts. // Journal of Philosophical Logic 2, 1973. S. 458-508.
- 31) Lotze S., Gallmann P. Norm und Variation beim Konjunktiv II // Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch / Konopka M., Stecker B. (Hgg.). Berlin: de Gruyter, 2008. S. 222-239.
- 32) Nefedov S. Aufforderung in linguistischen Fachtexten / Nefedov S., Grigorieva L., Bock B. (Hrsg.). // Deutsch als Bindeglied zwischen Inlands- und Auslandsgermanistik. Beiträge zu den 23. GeSuS-Linguistik-Tagen in Sankt-Petersburg, 22.-24. Juni 2015. Hamburg: Verlag Dr. Kovac GmbH, 2017.

- 33) Öhlschläger G. Modalität im Deutschen // Zeitschrift für germanistische Linguistik, Band 12, 1984. S. 229-246.
- 34) Öhlschläger G. Zur Syntax und Semantik der Modalverben des Deutschen // Niemeyer, 1989. (Linguistische Arbeiten; 144)
- 35) Palmer F. Mood and Modality. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press, 2001.
- 36) Riesel E., Schendels S. Deutsche Stilistik. M., 1975. S. 180 ff.
- 37) Schade G. Einführung in die deutsche Sprache der Wissenschaften: Ein Lehrbuch für Deutsch als Fremdsprache mit Lösungsschlüssel. 13., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2009. S. 206-244.
- 38) Schrodtt R. Der Konjunktiv. Eine unendliche Geschichte // Informationen zur Deutschdidaktik. 2004. 4 / 28. S. 8-16.
- 39) Steinhoff T. Wissenschaftliche Textkompetenz: Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten. Tübingen: Niemeyer, 2007. – 470 S.
- 40) Thieroff R. Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz. Tübingen: Narr, 1992. S. 220-300.
- 41) Thurmair M. Textuelle Aspekte von Modus und Modalität // Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 2005: Text – Verstehen. 2005. S. 71-89.
- 42) Weinrich H. Formen der Wissenschaftssprache // Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, - 1988. S. 119-158.
- 43) Weinrich H. Sprache und Wissenschaft / H. Weinrich // Linguistik der Wissenschaftssprache / H.L. Kretzenbacher, H. Weinrich (Hrsg.). / Berlin; New York: de Gruyter, 1995. – S. 3-14.
- 44) Weinrich H. Textgrammatik der deutschen Sprache. 4., revidierte Auflage. Hildesheim; Zürich; New York: Georg Olms Verlag, 2007. – 1111 S.
- 45) Weinrich H. Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft / Kretzenbacher, Heinz L.; Weinrich, H. (Hrsg.) // Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin: de Gruyter, 1995. S. 155-174.

- 46) Weydt H. Der Konjunktiv – semantisch und einzelsprachlich // Beckmann S. et al. (Hg.). Sprachspiel und Bedeutung. Festschrift für Franz Hundsnurscher. Tübingen: Niemeyer, 2000. S. 227-242.
- 47) Zifonun G., Hoffmann L., Stecker B. et al. Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bd. Berlin; New York: de Gruyeter, 1997. – 2569 S.
- 48) Баженова Е.А. Научный текст в дискурсивно-стилистическом аспекте // Вестн. Перм. ун-та. Сер. «Российская и за- рубежная филология». 2009. Вып. 5. С. 24-32.
- 49) Кожина М.Н. Научный стиль // Стилистический энциклопедический словарь русского языка / под ред. М.Н. Кожиной. 2-е изд., испр. и доп. М.: Флинта; Наука, 2006. – С. 242-248.
- 50) Нефёдов С.Т. Коммуникативная модальность и эпистемические модальные компоненты в немецком языке: синхрония и диахрония. СПб., 2007.
- 51) Нефёдов С.Т. О двух типах модальности в немецкой германистике // Материалы XXXVI Международной филолог. Конференции. Вып. 11. Грамматика (романно-германский цикл) 12-17 марта 2007г. СПб., 2007. С. 117-124.
- 52) Нефёдов С.Т. Акцентированность позиции говорящего и способы включения в высказывание модальных компонентов // Немецкая филология в Санкт-Петербургском государственном университете: сб. науч. ст. СПб.: Изд-во СПб. ун-та, 2013. Вып. III: Антропоцентризм языковых феноменов / под ред. д-ра филол. наук, проф. С. Т. Нефёдова. С. 138-145.
- 53) Нефедов С.Т. Императивы лингвистического дискурса // Научное мнение: научный журнал / Санкт-Петербургский университетский консорциум. – СПб., 2014. - №5. С. 58-64.
- 54) Нефёдов С.Т. Имплицитная авторизованность научного текста // Научное мнение. 2013. № 10. С. 51-57.
- 55) Супоницкая Н.С. Категория авторизации в лингвистике научной речи // Университетский научный журнал. 2016. № 18.

Wörterbücher

- 1) Duden 4. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6, neu bearb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, Dudenverlag, 1998.
- 2) Lewandowski T. Linguistisches Wörterbuch 2. Heidelberg; Wiesbaden: Quelle u. Meyer, 1994.

Quellenübersicht

«Sprache und Pragmatik» Arbeitsberichte 53 (2013).

- 1) Britt-Marie Ek „Das Präsens als Tempus konkreter und imaginärer Bildbeschreibung“ (S. 1-23)
- 2) Britt-Marie Ek & Mikael Nystrand „Das schwedische Präsens als Übersetzungsstrategie beim deutschen Referatkonjunktiv“ (S. 25-42)
- 3) Edith Ekberg „Frei versus fakultativ: Über die Interpretation der Dativphrase in deutschen ditransitiven Konstruktionen aus einer konstruktionsgrammatischen Perspektive“ (S. 45-60)
- 4) Henrik Henriksson „Progressive Zustände“ (S. 63-76)
- 5) Stefan Huber „Die komparative Ereignisstruktur“ (S. 79-112)
- 6) Valeria Molnar „Fragen im Fokus – Fokus in Fragen“ (S. 115-130)

«Linguistische Berichte» Hrsg. von Markus Steinbach, Günther Grewendorf und Arnim von Stechow.

- 7) Björn Rothstein, Hanna Kröger-Bidlo, Cornelia Gräsel & Gerhard Rupp „Überlegungen zur Messung des Kohäsionsgrads von Texten*“ (Heft 237, 2014, S. 37-54)
- 8) Hans-Martin Gärtner „Überlegungen zur versteckten Modalität infiniter Hauptsatzstrukturen“ (Heft 237, 2014, S. 81-90)
- 9) Katharina Hartmann & Marianna Patak „Ein Sonderfall der Koordination im Deutschen: Spezifikation durch und zwar“ (Heft 239, 2014, S. 243-264)
- 10) Fabian Dirscherl & Jürgen Pafel „Die vier Arten der Rede- und Gedankendarstellung. Zwischen Zitieren und Referieren“ (Heft 241, 2015, S. 3-44)
- 11) Toshiaki Oya „Das Rezipientenpassiv als Applikativkonstruktion“ (Heft 243, 2015, S. 295-325)

12) Ulrike Demske „Verbstellungsvariation in hypothetischen Vergleichssätzen“ (Heft 238, 2014, S. 101-136)

13) Eva Horch „Zur Natur der Lücke in SLF-Konstruktionen – Zwei experimentellen Studien“ (Heft 238, 2014, S. 141-162)

14) Sonja Müller „Zur Anordnung der Modalpartikeln ja und doch: (In)stabile Kontexte und (non)kanonische Assertionen“ (Heft 238, 2014, S. 165-205)

15) Lars Bülow & Matthias Herz „Semantische Kämpfe um Wissenschaftlichkeit und Ideologie: Gender Studies, ihre Gegner/innen und die Konsequenzen für den Sprachgebrauch und das Sprachsystem“ (Heft 240, 2014, S. 471-509)

16) Gregor Walczack „What is said. Ein kritischer Vergleich der Konzepte von Bach und Recanati“ (Heft 237, 2014, S. 5-33)

17) Lydia Riedl, Richard Wiese, Volker Dellwo & Annika Wittig „Die Leistung im Memorieren und Nachsprechen von Pseudowörtern: Eine Untersuchung zum Wortakzent im Deutschen“ (Heft 240, 2014, S. 447-467)

«Zeitschrift für germanistische Linguistik Deutsche Sprache in Gegenwart und Geschichte» Ed. by Ágel, Vilmos / Feilke, Helmuth / Linke, Angelika / Lüdeling, Anke / Tophinke, Doris.

18) Andrea Bambek „Fremd- und Lehnwörter im Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm“ (2014, S. 99-113)

19) Volker Harm „Transfer und Verflechtung – Zur Darstellung von Europäismen in ‚Nationalwörterbüchern‘“ (2014, S. 157-168)

20) Tanja Ackermann „Vom Syntagma zum Kompositum? Der grammatische Status komplexer Personennamen im Deutschen*“ (2014, S. 11-35)

21) Karina Rollnik „Personennamen in Zeitungstexten. Zum Zusammenhang von Referenzherstellung und Geschlecht“ (2014, S. 321-343)

22) Hartmut E.H. Lenk „Gebrauch von Familiennamen in Zeitungstextsorten“ (2014, S. 345-364)

23) Carolina Flinz Wörterbuchbenutzung: Ergebnisse einer Umfrage unter Studenten der Tourismuswissenschaft (2014, S. 13-28)

24) Michael Mann „Digitale Lexikographie. Einführung in Thema und Beiträge dieses Bandes“ (2014, S. 1-11)

25) Christiane Zehrer „Kriterien für die Terminus-Auswahl aus prozessbezogener Perspektive – ein Beitrag zur Meta-Lexikographie“ (223-224, 2014, S. 35-64)

26) Sandra Denzer, Franziska Horn „Die Arbeitsumgebung des Digitalen Familiennamenwörterbuch Deutschlands“ (223-224, 2014, S. 67-91)

«Deutsch als Fremdsprache» - Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Faches Deutsch als Fremdsprache. Erich Schmidt Verlag.

27) Magdalena Szulc-Brzozowska „Ezplikation der generischen Verwendung des bestimmten Artikels im Deutschen am Beispiel des Framekonzepts“ (Heft 1/ 2015, 52. Jahrgang. S. 28-36)

28) Riham Tahoun „Spracherinnerung und Sprachreflexion in der Migrationsliteratur. Ein literaturdidaktisches Modell“ (Heft 2/ 2015, 52. Jahrgang. S. 67-74)

29) Anastasia Novikova „Literatur als „Ort der Metapher“ im DaF-Unterricht“ (Heft 3/ 2015, 52. Jahrgang. S. 131-140)

30) Stefan Rahn „Textbezogene Wortbildungsvermittlung im DaF-Unterricht“ (Heft 3/ 2015, 52. Jahrgang. S. 153-162)